



Palaestra

Untersuchungen zur europäischen Literatur

Band 338

Begründet von Erich Schmidt und Alois Brandl

Herausgegeben von

Heinrich Detering, Dieter Lamping und Gerhard Lauer

Editorial Board:

Irene Albers, Elisabeth Galvan, Julika Griem, Achim Hölder,
Karin Hoff, Frank Kelleter, Katrin Kohl, Paul Michael Lützelner,
Maria Moog-Grünwald, Per Øhrgaard

Michael Ostheimer

Ungebetene Hinterlassenschaften

Zur literarischen Imagination über das familiäre
Nachleben des Nationalsozialismus

V&R unipress



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0123-9

ISBN 978-3-8470-0123-2 (E-Book)

© 2013, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: © Nadine Rennert: »Selbdritt«

Druck und Bindung: CPI Buch Bücher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorbemerkung	9
Einleitung	11
Renaissance der Familienliteratur	11
Familiengeschichte(n) nach 1945	14
Generationenüberschreitende Transferprozesse	18
Die generationelle Psychohistorie Deutschlands und die Literatur . .	22
Trauma und die Literatur	26
Transgenerationalität	29
Transgenerationale Traumatisierung	31
Transgenerationale Übertragung: Opfer vs. Täter	37
Postgedächtnis	41
Postgedächtnis und das Imaginäre	47
Das teleskopische Imaginäre	49
Der historische Roman und das teleskopische Imaginäre	52
Die Erinnerungsliteratur und das teleskopische Imaginäre	55
Der Familienroman und das teleskopische Imaginäre	58
Herkunftsphantasien	61
Drei Formen des teleskopischen Imaginären: eine deskriptive Typologie	63
Symbolischer Modus: Hermann Burgers <i>Brunslieben</i> als Beispiel für das kulturelle Imaginäre	65
Indexikalischer Modus: Bernhard Schlinks <i>Der Vorleser</i> als Beispiel für das psycho(-patho)logische Imaginäre	70
Ikonischer Modus: Sophokles' <i>König Ödipus</i> und Shakespeares <i>Hamlet</i> als Beispiele für das soziale Imaginäre	73
Ansätze zu einer literaturwissenschaftlichen Problemgeschichte des teleskopischen Imaginären	81

1. <i>Hamlet</i> -Palimpseste	87
1.1 Alfred Döblin: <i>Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende</i> . . .	88
Nachkriegsschauplatz Familie	88
Tabula rasa des Bewusstseins	90
Edwards »Sache«	93
Sehnsuchtsort Ostasien	95
Weltkrieg und Familienkonflikt	97
Der Grund der Kriege	102
Familiengeheimnisse	104
Kompatibilitätsproblem	108
Autobiographisches	112
Modell <i>Hamlet</i>	115
1.2 Hamlet im Fadenkreuz der philosophisch-literarischen Vergangenheitsaufklärung	123
1.3 Walter Jens: <i>Herr Meister</i>	127
1.4 Wolfgang Hildesheimers Hamlet-Variationen (<i>Hamlet, Tynset</i>) . .	131
1.5 Hamlet-Paradigmen: Metafiktion, Trauma, transgenerationale Traumatisierung	137
1.5.1 Metafiktion	138
1.5.2 Trauma	140
1.5.3 Transgenerationale Traumatisierung	143
1.6 <i>Hamlet</i> und die Poetik nach dem Holocaust	147
1.7 Stephan Wackwitz: <i>Neue Menschen</i>	151
2. Verhandlungen mit den Vätern	157
Die literarisch nachgeholte Familienaufklärung der 68er	159
Der Tod der Väter	166
Das Schweigen der Väter	170
Unwissen über das Tun der Väter im Dritten Reich	172
Die Väterliteratur in der Debattengeschichte der BRD	180
Schreibmotivation	186
3. Narrative Zeugenschaft – W.G. Sebald: <i>Austerlitz</i>	201
Vorbemerkung: Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen	201
Erinnerungsverhandlungen: <i>Luftkrieg und Literatur</i>	207
Traumatische Sprachlosigkeit	216
Poetik der Zeugenschaft	224

4. Familienerinnerungsliteratur der Post-DDR	239
4.1 Wolfgang Hilbig: <i>Alte Abdeckerei, Ort der Gewitter und Die Erinnerungen</i>	241
4.2 Reinhard Jirgl: <i>Die Unvollendeten</i>	257
4.3 Kurt Drawert: <i>Spiegelland. Ein deutscher Monolog</i>	267
4.4 Nachgeholte Trauerarbeit	277
5. Neue Väterliteratur	287
5.1 Uwe Timm: <i>Am Beispiel meines Bruders</i>	287
5.2 Ulla Hahn: <i>Unscharfe Bilder</i>	302
5.3 Dagmar Leupold: <i>Nach den Kriegen</i>	311
5.4 Ute Scheub: <i>Das falsche Leben</i>	318
5.5 Geteilte Erinnerung: Nachgeholte Trauerarbeit vs. Selbsthistorisierung	324
6. Literarische Erinnerungsosterweiterung (Polen zum Beispiel)	333
6.1 Transgenerationelle Liebesunfähigkeit – Judith Kuckart: <i>Lenas Liebe</i>	336
6.2 Transgenerationeller Extremismus – Stephan Wackwitz: <i>Ein unsichtbares Land</i>	345
6.3 Repräsentation des Traumas vs. Ausagieren der Generationsdeutungshoheit	356
Ausblick	359
Das teleskopische Imaginäre im Kontext von Zeit und Erinnerung in der Literatur	359
Das teleskopische Imaginäre im Spannungsfeld der deutschen Nachkriegsgeschichte	361
Die diskursive Überformung der psycho(-patho)logischen Narration – Alexandra Senfft: <i>Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte</i>	365
An der Grenze zwischen kulturellem und psycho(-patho)logischem Imaginären – Tilman Jens: <i>Demenz. Abschied von meinem Vater</i>	368
Metonymische Psychohistorie – Svenja Leiber: <i>Schipino</i>	370
Einhegung des gespenstischen Eigensinns	373
Literaturverzeichnis	377
Primärtexte und Quellen	377
Andere Literatur	379

Vorbemerkung

Die vorliegende Arbeit wurde im November 2012 von der Fakultät für Philosophie der Technischen Universität Chemnitz als Habilitationsschrift angenommen und für die Veröffentlichung geringfügig überarbeitet. Ich danke Justin Vollmann für anregende Gespräche, Nadine Reiß für die kritische Lektüre und Bernadette Malinowski, Wolfgang Neuber sowie Günter Peters für die Begutachtung der Arbeit. Nicht zuletzt danke ich Nadine Rennert für die Abdruckrechte der Cover-Abbildung »Selbdritt« und den Herausgebern der Reihe »Palaestra«.

Einleitung

Es gab, so schien es, ja gar keine Männer und Frauen! Es gab nur Familien. Sie wuchsen in Familien auf, sie lebten und kämpften in Familien, sie wurden geformt in Familien. Welche stumme ungeheure pressende Macht, die Familie!
(Alfred Döblin: *Pardon wird nicht gegeben*)

Renaissance der Familienliteratur

Die deutschsprachige Literatur verschaffte zu Beginn des 21. Jahrhunderts einer Institution neue Aufmerksamkeit, die in von progressiver Individualisierung, Neuen Medien und Globalisierung geprägten Zeitläuften stark im Rückzug begriffen war: der Familie¹. Spätestens seit Günter Grass' 2002 erschienenem Buch *Im Krebsgang* reißt der Strom an multigenerationeller Familienliteratur nicht ab.² So verblüffend diese Renaissance ziemlich genau ein Jahrhundert nach dem Erscheinen von Thomas Manns *Buddenbrooks*, dem »repräsentative[n] Modell der ›Familie Deutschland‹«³ um 1900⁴, sein mag, so vertraut erscheint mit dem Nationalsozialismus derjenige Phänomenkomplex, der die Familiendynamik in den Texten nachhaltig bestimmt.⁵ Die zeitgenössische Familienliteratur, die mit Blick auf ihre wirkungsmächtigste Erzählform gerne auch verallgemeinernd als zeitgenössische Spielart des Familienromans⁶ oder Generationenromans⁷ bezeichnet wird, beschäftigt sich vor allem mit den familiendynamischen Nachwirkungen der NS-Zeit, also damit, wie Familien von der NS-Geschichte ein-

1 Vgl. zur »Familie in der modernen Gesellschaft« Hill/Kopp (2006), 305–330, und zu »Restfamilien im Wohlfahrtsstaat« Koschorke (2000), 216–219.

2 Vgl. zur bereits im Jahr 2003 geführten Feuilleton-Diskussion resümierend Galli/Costagli (2010), 9 f. Bezeichnenderweise reüssierten bei dem seit 2005 vergebenen Deutschen Buchpreis mit *Es geht uns gut* von Arno Geiger (2005), *Die Mittagsfrau* von Julia Franck (2007), *Tauben fliegen auf* von Melinda Nadj Abonji (2007) und *In Zeiten des abnehmenden Lichts* von Eugen Ruge (2011) gleich viermal Familienromane.

3 Erhart (2004), 163; vgl. zu der 2002 von der Bundesregierung lancierten Kampagne »Familie Deutschland« ebd., 161.

4 Vgl. Erhart (2004), 163: »So wurde es jedenfalls in der Öffentlichkeit und in der Germanistik überliefert: als die deutsche Familiengeschichte des 19. Jahrhunderts. Bereits 1929 [als Thomas Mann nicht zuletzt für die explizit in der Begründung erwähnten *Buddenbrooks* den Nobelpreis erhielt; M. O.] war der Roman in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet, heute ist er in 31 Sprachen übersetzt.« – Heinrich Breloer schuf dann mit *Die Manns – Ein Jahrhundertroman* (2001) als filmisches Äquivalent zu *Die Buddenbrooks* einen televisionären Familienroman für das 20. Jahrhundert (vgl. Bleicher [2005]).

5 Vgl. z. B. – bereits sehr früh zu diesem Aspekt – Welzer (2004a).

6 Vgl. etwa Assmann (2006b), 24–28; Assmann (2007), 72–76.

7 Vgl. etwa Eigler (2005), 29–37.

geholt und die Folgen von Holocaust, Krieg und Vertreibung inter- bzw. transgenerationell übermittelt⁸ und aufgearbeitet werden. »In markantem Gegensatz zum Bildungsroman erzählt der Erinnerungsroman keine Geschichte des Werdens und der Identitäts(trans)formation, sondern eine der Traumatisierung und anhaltenden Nachwirkungen.«⁹

Kaum überraschte, dass der Widerhall des nationalsozialistischen Epochenbruchs, der – in Gestalt der großen Themen Schuld, Trauer und Vergangenheitsbewältigung – eine wechselhafte, gleichwohl unverzichtbare Rolle im familiengeschichtlichen Selbstverständnis nach 1945 spielte, nach der deutschen Wiedervereinigung eine erneute – auch literarische – Konjunktur erfuhr. Hatte die deutsche Teilung in den beiden Staaten doch auch unterschiedliche Erinnerungskulturen samt den damit einhergehenden Fixierungen und Bewertungen hervorgebracht¹⁰, die es nun mit Blick auf die Homogenisierung der Geschichtspolitik neu auszuhandeln galt. Die Epochenzäsur, die die Aufhebung des zweigeteilten Deutschlands markiert, besiegelte für viele zugleich das Ende der Nachkriegszeit.¹¹ Nur konsequent erschien es mithin, vor dem Horizont eines im wiedervereinigten Deutschland veränderten Erinnerungsdiskurses¹² auch das Ende der Nachkriegsliteratur auszurufen. Denn, so Meike Herrmann resümierend, das »Stadium der Zweistaatlichkeit lag jetzt als ›Puffer‹ zwischen Gegenwart und NS-Vergangenheit, der Nationalsozialismus war nicht mehr unmittelbar zugänglich, eine veränderte Sicht auf die nun geschichtliche Vergangenheit vor 1945 war zu erwarten. Mit der Nachkriegszeit endete auch die Nachkriegsliteratur.«¹³

Neben der Epochenzäsur von 1989/1990 dürfte für den ab dem Ende des 20. Jahrhunderts zu verzeichnenden Boom von Familienliteratur zu einem nicht geringen Teil die biologisch unvermeidbare, von Salomon Korn als »Gezeitenwechsel«¹⁴ bezeichnete Tatsache verantwortlich sein, dass sich mit dem Aussterben der Zeitzeugen des Nationalsozialismus ein Erfahrungsgedächtnis auflöst, das über 50 Jahre lang für die Erinnerungskultur Deutschlands bestimmend war. Einen prägnanten literarischen Ausdruck findet diese Epochen-schwelle, an der das Gedächtnis an die NS-Zeit von der Zeitzeugengeneration

8 Im Unterschied zu dem Begriff »intergenerationell«, der die wechselseitige Interaktion zwischen den Mitgliedern unterschiedlicher Generationen betont, akzentuiert »transgenerationell« den vergleichsweise passiven Rezipientenstatus der nachkommenden Generationen. Vgl. dazu Rosenthal (1999a), 11.

9 Assmann (2011), 225.

10 Vgl. exemplarisch Herf (1998).

11 Vgl. zur Debatte über das Ende der Nachkriegszeit Naumann (2001).

12 Vgl. dazu z. B. Jureit/Schneider (2010) und grundsätzlich zum Verhältnis von Politik und Gedächtnis König (2008).

13 Herrmann, M. (2010), 15 (siehe bes. die dort in der Anm. 16 zitierte Literatur).

14 Korn (2006).

endgültig an deren Nachkommen übergeht, in Hanns-Josef Ortheils Romantitel *Abschied von den Kriegsteilnehmern*¹⁵. Nach diesem ›Abschied von der Zeitgenossenschaft‹ obliegt es den nachkommenden Generationen, neue Formen des Erinnerns zu entwickeln.¹⁶ Neben der Geschichtsschreibung und deren unterschiedlichen Erinnerungsformen kommt hierbei zumal den Schriftstellern, wie Jorge Semprun im Gespräch über Jonathan Littells kontrovers diskutierten Holocaust-Roman *Die Wohlgesinnten* erläutert, eine entscheidende Rolle zu:

Die Erinnerung an den Genozid wie an die Résistance stirbt, wenn sich nicht junge, nachgeborene Schriftsteller dieser Stoffe annehmen. Bald wird es keine überlebenden Zeitzeugen mehr geben. Natürlich haben wir die Zeugnisse der Opfer und die Dokumente in den Archiven. Die Historiker werden weiter über den Zweiten Weltkrieg schreiben. Aber nur die Dichter können das Erinnern erneuern.¹⁷

Semprun hat, wenn er innovative Erinnerungsliteratur auf der Basis des kulturellen Gedächtnisses fordert, sicher für die Zukunft recht. Momentan aber, und das kennzeichnet den Anfang des 21. Jahrhunderts als erinnerungsgeschichtliche Übergangszeit, knüpfen viele Autoren an die autobiographischen Familienerfahrungen an, machen das zum Ausgangspunkt, was Aleida Assmann das »soziale Gedächtnis«¹⁸ nennt. »Im Angesicht des Todes dieser letzten Zeitzeugen besteht gegenwärtig die letzte Chance, deren erlebte Erfahrung greifbar zu machen.«¹⁹ Als das Ende authentischer Zeitzeugenschaft naht, begehrt die zweite und dritte Generation dagegen auf, dass der Holocaust, wie von sozialpsychologischer Seite pointiert wurde, bislang »keinen systematischen Platz im deutschen Familiengedächtnis«²⁰ fand.

Kurz: Das Aussterben der Zeitzeugen und der nach dem Mauerfall einsetzende Erinnerungsboom sind zwei Seiten eines sich wechselseitig verstärkenden Gesellschaftswandels, der die Historisierung der NS-Zeit²¹ im Rahmen einer ebenfalls historisierend-resümierenden Betrachtungsweise der DDR und der alten Bundesrepublik befördert. Aleida Assmann zufolge »musste sich erst ein sozialer Erinnerungsrahmen bilden, in dem die vielen Geschichten Platz finden können, die nun auf Mitteilung drängen; solange die normativen Leitworte Ehre und Vaterland, beziehungsweise Schuld und Nation hießen, gab es für diese

15 Vgl. zu Ortheils Buch als dem literarischen Signum für das Ende der Nachkriegszeit Beßlich/Grätz/Hildebrand (2006), 8, sowie Schmitz (2004), 27–54 und Preußner (2001).

16 Vgl. Horstkotte (2003), 275 f.

17 Semprun (2008).

18 Vgl. zur Unterscheidung von kulturellem und sozialem Gedächtnis Assmann (2006a), 31–36.

19 Horstkotte (2006).

20 Welzer/Möller/Tschuggnall (2002), 210.

21 Vgl. zur Frage der Historisierung des Nationalsozialismus Frei (2007).

Geschichten keine Aufmerksamkeit.«²² Der durch seine Interviews mit Kindern von Nazi-Tätern hervorgetretene israelische Psychologe Dan Bar-on konkretisiert: »Seit 1987 hatte sich die Atmosphäre in Deutschland geändert. Die Verdrängung der Vergangenheit während der Nachkriegszeit hatte sich gelockert: Etliche Zeitungsartikel, einige Leserbriefe, vier Bücher und eine Fernsehsendung sprachen offen über die Kinder der Täter.«²³

Der durch die beispiellosen Untaten des Holocausts gestiftete Imperativ des Erinnerns²⁴ – in der BRD vorbereitet durch die seit den 1980er Jahren öffentlichkeitswirksam lancierte These, ohne Erinnerung an die Unmenschlichkeiten der NS-Zeit drohe eine Wiederholungsgefahr²⁵, nach 1989 verstärkt durch die mit dem Ende der DDR einhergehende Stilllegung einer geschichtspolitischen Zukunftsorientierung²⁶ – wird nunmehr ausgeweitet auf den familiären Binnenraum.²⁷ In Anlehnung an einen Slogan der Frauenbewegung könnte man sagen: Das Private der Familie ist erinnerungspolitisch geworden – vorzugsweise auf dem Terrain der literarischen Vergangenheitsrepräsentation.

Familiengeschichte(n) nach 1945

Die Entwicklung, dass das Gebot des Erinnerns seit den 1990er Jahren verstärkt auch in das psychosoziale System der Familie eindringt, basiert, familiensoziologisch betrachtet, grundsätzlich auf der hohen sozialisatorischen Kapazität der Familie, auf der »historische[n] Geschichtetheit von Familienbeziehungen«, die »die übergenerationelle Wirkung von Sinnstrukturen der Intimität auf die Subjektwerdung der Person« bedingt²⁸. Die Familie, deren Wertschätzung unabhängig von dem oft bemühten kulturkritischen Topos von der Wertkrise bzw. dem Niedergang der Familie ungebrochen ist²⁹, fungiert in diesem Zusam-

22 Assmann (2006b), 36.

23 Bar-on (1993), 27.

24 Vgl. Meier (2010), bes. 49–80 und 90–97.

25 Vgl. etwa Jureit/Schneider (2010), 19–37.

26 Vgl. zum Ende des Zeitalters politischer Utopien Fest (1991), zum Utopieverlust ostdeutscher Autoren Welzel (1998). Nach dem Ende des Sozialismus scheint nachgerade demjenigen die Zukunft offenzustehen, der über die Vergangenheit gebietet.

27 Vgl. Reulecke (2005), 79: »Im Grunde handelt es sich also bei fast all diesen seit den neunziger Jahren sprunghaft zunehmenden biographischen Deutungsversuchen um das Bestreben von heute 60- bis 70-Jährigen, mit dem ihnen von ihrer Elterngeneration aufgeladenen, ihnen »zugemuteten« und jetzt erst in seinem vollen Gewicht spürbaren Erbe umzugehen.«

28 Allert (1998), 3.

29 »Insgesamt«, so Lange/Lettke (2007), 14, »dominiert seit dem Zweiten Weltkrieg ein Diskurs, in dem Familie zunehmend als problematisch angesehen, ihr Verfall prognostiziert und beklagt wird.« Vgl. dagegen Hill/Kopp (2006), 323: »Auch wenn andere Lebensformen an

menhang als Scharnier zwischen individueller und nationaler Geschichte, als soziale Gemeinschaft, die zwischen persönlicher Erinnerung und offiziellem Erinnerungsdiskurs vermittelt. Freilich unterliegen auch die Ausprägungen der Familie im nationalgesellschaftlichen Wertehorizont einem historischen Wandel.³⁰ Möchte man die familiären Handlungsformen und Deutungsmuster im Nachkriegsdeutschland rekonstruieren, überrascht es also kaum, wenn der Einfluss, den die Folgen der NS-Zeit auf den intimen Binnenraum der Familie ausüben, ein schwer zu überschätzendes Maß ausmacht.

Im Gegensatz zu dem – in der Geschichtswissenschaft bis heute – einflussreichen Soziologen Helmut Schelsky, der zu Anfang der 1950er Jahre in der Familie eine wichtige soziale Einheit erkannte, deren Stabilität durch das gemeinsame Überleben noch verstärkt worden sei³¹, betont Vera Neumann die »Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik«: die enorme, in den Familien geleistete Arbeit der »Bewältigung der Auswirkungen von Nationalsozialismus und Kriegsgeschehen«³². Daran anschließend untersucht Svenja Goltermann in *Die Gesellschaft der Überlebenden*, wie die deutschen Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg in die Familien Einzug hielten: »Die Familie war die Arena, in der die nationalsozialistische Vergangenheit und das Grauen des Krieges – das Töten und Morden, die Erfahrung der eigenen Todesbedrohung, die Erfahrung des Verlustes und des

Akzeptanz gewonnen haben, ist die Familie – und dies so gut wie unabhängig vom Alter, Geschlecht oder anderen soziodemografischen Merkmalen – immer noch mit Abstand das Lebensmodell mit der höchsten sozialen Erwünschtheit und eine der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen.« Empirisch wird diese Einschätzung auch von der 16. Shell Jugendstudie zur Familie belegt: »Die Bedeutung der Familie für Jugendliche ist ein weiteres Mal angestiegen. Mehr als drei Viertel der Jugendlichen (76 Prozent) stellen für sich fest, dass man eine Familie braucht, um wirklich glücklich leben zu können. Das bezieht sich nicht nur auf die Gründung einer eigenen Familie, sondern auch auf die Herkunftsfamilie. [...] Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen haben ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern.« (http://www-static.shell.com/static/deu/downloads/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2010/youth_study_2010_flyer.pdf) (letzter Zugriff: 20. 4. 2011).

30 Vgl. zur Geschichte der Familie (mit Blick auf literarische Familiengeschichten) Erhart (2001), 25–31. Für das 20. Jahrhundert konstatiert Erhart (2004), 179: »Statt männlicher Zerfallslinien triumphiert im 20. Jahrhundert – beginnend mit der Psychoanalyse, mit begleitenden glücklichen und unglücklichen Bildern – der emotionale, intime Innenraum der Familie.« Die letzten beiden Jahrhundertwenden markiert er als Drehscheiben in der Geschichte der Familie: »Um 1900 und um 2000 werden [...] epochale Familien- und Verwandtschaftsbilder transformiert und verabschiedet: zur Zeit der *Buddenbrooks* das gleichsam alteuropäische System der männlichen Verwandtschaft, heute das romantisch-bürgerliche Ideal der nach innen harmonisierten und zeitresistenten Kernfamilie.« (Erhart [2004], 181).

31 Vgl. Goltermann (2009), 128; vgl. auch Lange/Lettke (2007), 15: »In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde der Familie eine sehr große Relevanz zugeschrieben.«

32 Neumann (1999), 167; vgl. hierzu auch die Fallgeschichten in Meyer/Schulze (1985).

Schmerzes – bewältigt wurden.«³³ Im Rückgriff auf die Krankenakten psychiatrisch behandelter Veteranen vermag Goltermann erhebliche Zweifel an der Sichtweise anzumelden, die die deutsche Nachkriegsfamilie als Hort von Geborgenheit und Wärme, von Verständnis und Unterstützung konzeptualisiert.

Das umstandslose Vertrauen auf die Heilkraft der Familie, das sich bis heute in der Literatur findet, verdankt sich möglicherweise derselben Projektion, die damals die Familie als letzte Zufluchtsstätte erscheinen ließ, schließlich aber oft von der Erosion des Familienglücks enttäuscht wurde. Das zeigt sich etwa dort, wo die emotionale Entfremdung in den persönlichen Beziehungen, sei es zwischen den Geschlechtern oder zwischen den Generationen, nicht aufgefangen werden konnte, wo die Kriegsheimkehrer ihren ehemaligen sozialen Status eingebüßt hatten und ihnen der berufliche Halt für die familiäre Rolle fehlte oder wo die körperlichen Schädigungen infolge des Kriegs oder der Gefangenschaft zu einer persönlichen und familiären Belastung geworden waren.³⁴

Von entscheidender Bedeutung in diesem Zusammenhang ist Goltermanns methodischer Hinweis, dass die »greifbaren Formen der Erinnerung« nicht unbedingt »eine Folge eines bestimmten Kriegserlebnisses« sein müssen und dass es auch keine »zwangsläufige Reaktion auf eine durchgemachte Erschütterung« gebe: »Die Vergegenwärtigung vergangenen Schreckens, ob imaginiert oder selbst erlebt, ist das historische Problem, und nur dieses ist der historischen Analyse zugänglich.«³⁵

Die von Goltermann für die Sozialgeschichtsschreibung reklamierte Aussichtslosigkeit, zwischen authentischem Erleben und Imagination trennscharf zu unterscheiden, gilt in noch stärkerem Maße für die literarische Repräsentation von geschichtlichen Schreckenserfahrungen und deren Nachwirkungen im familiären Bereich. Die Kriegserfahrung, so formuliert es etwa der Roman *Nach den Kriegen* von Dagmar Leupold, überschattet alle familiären Generationenbeziehungen: »Der Krieg ging mitten durch die Familie; ihn nicht erlebt zu haben, war eine unverdiente Vergünstigung, die man nur schweigend, verschwindend und schuldbewußt in Anspruch nehmen durfte.«³⁶ Die Einteilung der Familienmitglieder in Kriegsteilnehmer und verschont Gebliebene unterwirft das Familienleben einer dauerhaften Zerreißprobe. Wirft doch die Eingebundenheit von Familienmitgliedern in die NS-Geschichte im Hinblick auf die Nachkommen zumal zwei Fragen auf: Wie kann die Familie angesichts dieser historischen, die Familienmitglieder in zwei Lager spaltenden Trennlinie ihrer

33 Goltermann (2009), 130; vgl. zu den widersprüchlichen Ergebnissen in der historischen und soziologischen Literatur über die deutsche Nachkriegsfamilie Plato/Leh (1997), 45–52 (*Die erträumte Familie und ihre Wirklichkeit*).

34 Goltermann (2009), 131.

35 Goltermann (2009), 161.

36 Leupold (2004), 45.

Funktion als primäre Erziehungs- und Sozialisationsinstanz gerecht werden? Wie gestaltet sich bei dieser dichotomischen Ausgangskonstellation – vorausgesetzt, Familien entwickeln im Miteinander und durch Erzählungen ein besonderes Familiengedächtnis, das neben das individuelle und das kulturelle Gedächtnis tritt³⁷ – eine spezifische Familienidentität als Teil der persönlichen Identität der Nachkommen?

Vor allem in diesem Kontext kommt entscheidend zum Tragen, dass die Familie eben keine biologische Tatsache oder eine gesellschaftlich festgelegte Institution ist, »sondern eine kulturelle Erfindung, die sich erst nachträglich als naturgegeben oder als gesellschaftlich notwendig ausgibt, in ihrer Konstruiertheit jedoch nicht weniger, sondern eher größere Realität gewinnt«³⁸. Bezieht man sich in historischer Perspektive auf die Bedeutung von z. B. Erzählungen, Gegenständen und Ritualen als konstitutiven Elementen von Familiengedächtnissen, so ist zu unterscheiden zwischen der Perspektive der individuellen Subjektwerdung³⁹ und der Perspektive der Konstitution einer besonderen imaginären Familiengestalt⁴⁰. Das wieder erwachte gesellschaftliche, historische und literarische Interesse an Familie und Generation als Querschnittsthemen tut also, anstatt mit einem schablonenhaft vorgefertigten Begriff von Familie zu operieren, gut daran, die kulturell bedingten Vorstellungen von Familie und familiären Generationsbeziehungen als je unterschiedliche historische Größen zu rekonstruieren.⁴¹ Gerade die Literaturwissenschaft, so Walter Erhart in seiner Studie *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, scheint »dazu prädestiniert, einen Gegenstandsbereich zu beschreiben, in dem imaginäre und soziale Phänomene in seltener Offensichtlichkeit ineinander übergehen und nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind«⁴².

Kurz: An der Modellierung der Familie haben auch die unterschiedlichen medialen Inszenierungen, nicht zuletzt die der Literatur Anteil. So verweist auch die aktuelle Konjunktur der Familienliteratur, in der sich die historisch-gegenwärtigen Bedürfnisse, Ängste und Normvorstellungen in Bezug auf die Familie manifestieren, nicht notwendigerweise auf eine veränderte Sozialstruktur der Familie, sicher aber auf Verschiebungen oder eine Neuausrichtung im gesellschaftlichen Symbolhaushalt.

37 Vgl. zum Konzept des Familiengedächtnisses Groppe (2007).

38 Erhart (2001), 9.

39 Vgl. Groppe (2007), 419 f.

40 Vgl. Groppe (2007), 412.

41 Vgl. Erhart (2001), 29: »Die familialen Vexierbilder sowie die ihnen entstammenden rhetorischen Muster scheinen bereits Teil einer gesellschaftlichen Phantasie zu sein, deren Funktion weniger in einer Sozialgeschichte der Familie als in einer Kulturgeschichte des Imaginären zu suchen ist.«

42 Erhart (2001), 30.

Generationenüberschreitende Transferprozesse

Wie nun wirken sich Verstrickungen in die nationalsozialistische Herrschaft auf das Familiengedächtnis aus? Und wie lassen sich diese Zusammenhänge konzeptualisieren? Besteht doch »das Familiengedächtnis in der Kontinuität seiner Vergegenwärtigung«, was zur Folge hat, dass die nationalsozialistische Vergangenheit »einem permanenten Prozess der erinnernden Verlebendigung« untersteht.⁴³

Ein profiliertes analytisches Potential für die Übersetzung der Kriegsnachwirkungen in den Bereich des familiären Vorstellungsvermögens beansprucht das Konzept der generationenüberschreitenden Transferbeziehungen.⁴⁴ Während sich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern von jeher in mehrererlei Hinsicht als »ein Transferprozess zwischen der jüngeren und der älteren Familiengeneration thematisieren« lassen⁴⁵, wird in jüngster Zeit vor allem der politisch-kulturelle Transfer in der Familie wissenschaftlich diskutiert.⁴⁶ Namentlich fragt man »nach der Tradierung von Erfahrungen des Holocaust und der NS-Zeit über drei Familiengenerationen hinweg [...], insbesondere nach der ›transgenerationellen Tradierung‹ von Traumata«⁴⁷. Können doch gerade durch das Verschweigen oder Nichtaufarbeiten von Familienereignissen zwischen 1933 und 1945

Familienstrategien unterbrochen werden bzw. die jüngeren Generationen in die Situation versetzt werden, sich intensiv mit der Vergangenheit der eigenen Familie auseinanderzusetzen, sich von ihr zu distanzieren oder sie schließlich in einem deutlich reflektierteren Modus anzunehmen⁴⁸.

In seiner 1930 veröffentlichten Projektskizze einer generationengeschichtlichen Literaturgeschichte unterscheidet Julius Petersen

43 Welzer/Moller/Tschuggnall (2002), 210.

44 Vgl. hierzu grundsätzlich Stecher/Zinnecker (2007).

45 Stecher/Zinnecker (2007), 389; vgl. auch Bertaux/Thompson (1993), 1: »Transmission between generations is as old as humanity itself. It arises from the fundamental human condition. Our lives are a fusion of nature and culture; but nature and culture are in contradiction. [...] the family remains the main channel for the transmission of language, local social standing, and religion; and beyond that also of social values and aspirations, fears, world views, domestic skills, taken-for-granted ways of behaving, attitudes to the body, models of parenting and marriage«.

46 Vgl. etwa die einflussreiche Studie von Welzer/Moller/Tschuggnall (2002), die auf der Grundlage von multigenerationellen Familieninterviews über die NS-Vergangenheit zu dem Schluss kommen, dass in Deutschland Geschichtswissen und aus der familiären Erinnerungsgemeinschaft resultierende Gewissheiten erheblich divergieren.

47 Stecher/Zinnecker (2007), 401.

48 Groppe (2007), 421.

zwischen den kulturbildenden und katastrophalen Generationserlebnissen. Die einen wirken auf lange Sicht; sie gehören zu den Bildungselementen, die in mählicher Entwicklung den in andere Verhältnisse geistiger Atmosphäre oder technischer Mittel versetzten Menschen umwandeln; die anderen stellen Gewitter dar, die in Wetterleuchten und Blitzstrahl die verschiedenartige Stellung der Zeitgenossen zueinander erhellen.⁴⁹

Letztere freilich »haben eine unendlich viel größere Wellenlänge und einen alle Gesellschaftsschichten durchmessenden Tiefgang und sind daher imstande, weit über alle Grenzen der Stände und der Länder Generationengemeinschaft entstehen zu lassen.«⁵⁰ Was Petersen hier vor dem Hintergrund eines vehement nachhallenden Ersten Weltkriegs formuliert, gilt in noch weit beträchtlicherem Maße für die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust. Auch sechzig Jahre später ist die Verbindung noch so eng, »dass wir von diesem Ursprungsereignis aus die Generationen zählen«⁵¹.

Angesichts einer entwerteten Vergangenheit lautet dementsprechend die entscheidende Frage: Wie viele Generationen beeinträchtigt die Unentrinnbarkeit familiärer Prägungen in der Nachkriegszeit? In der Regel wurde die Frage mit Blick auf die Opfer gestellt: Wie kann ein Erinnerungsvermögen, das sich der NS-Vergangenheit stellt, über die Generationengrenzen hinaus entstehen bzw. bewahrt werden?⁵² Mithin ging es meistens um die unterschiedlichen Formen einer Selbstthematisierung der Opfer und deren Nachkommen⁵³, wodurch aus dem Blick geriet, dass sich mit der Zeit zwischen Opfer- und Tätergedächtnis erhebliche Ungleichgewichte etablierten. Je mehr in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust – besonders seit den 1980er Jahren – die Figur des passiven Opfers ins Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit rückte und sich eine ethische Wende vom heroischen zum traumatischen Opfergedächtnis vollzog⁵⁴, desto größer wurde das Interesse an Erinnerungszeugnissen der überlebenden Opfer. Auf der Seite der Täter freilich, deren Haltung in der Regel von einer Schuldabwehr durch Verdrängen und Verschweigen gekennzeichnet war, gab es keinen entsprechenden Erinne-

49 Petersen (1930), 171 f.

50 Petersen (1930), 186.

51 Assmann (2006b), 29. Vgl. zur Problematik dieses Generationenverständnisses, das Überlebende des Nazi-Regimes unabhängig von ihrem damaligen eigenen Alter zu einer Opfer- bzw. Tätergeneration zusammenfasst und damit eine soziale Gruppierung, deren Identität sich über die Teilnahme an einem herausgehobenen historischen Ereigniszusammenhang bestimmt, zur Gründungsinstanz einer Abstammungslinie macht, den Abschnitt »Der Holocaust und seine Generationen« in: Parnes/Vedder/Willer (2008), 305 – 313.

52 Vgl. mit Blick auf die literarische Repräsentation etwa Schnell (2000).

53 Vgl. grundsätzlich zu diesen vielfältigen Formen in der Holocaustliteratur Dresden (1997), speziell im jüdischen Familienroman nach dem Holocaust Gogos (2005).

54 Vgl. Assmann (2006a), 74 – 81.

rungsschub. Als Folge davon ergab sich eine signifikante »Gedächtnisasymmetrie«⁵⁵, die abzubauen sich erst die zweite und dritte Generation bemüht. Die gegenwärtig besonders auf Täterseite zu bemerkende Erinnerungskontinuität hat ihren Grund darin, dass mit dem Nationalsozialismus verbundene traumatische Geschichtserfahrungen langfristige Spätfolgen zeitigen und mindestens bis in die Enkelgeneration hinein wirken. So gibt es zu dem transgenerationellen Opfertrauma eine gewisse Entsprechung auf der Täterseite: »So problematisch der Begriff des Tätertraumas ist, so unabweisbar ist die Rede von einem ›Trauma der Schuld‹, das auf die nachfolgende(n) Generation(en) übergegangen ist und zu unterschiedlichen Reaktionen der Annahme oder der Verweigerung führen kann.«⁵⁶

Aus generationengeschichtlicher Perspektive speist sich der Diskurs der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung nach 1945 aus zwei Aspekten: Während für die Generationeneinteilung und die politische Macht bzw. die moralische Definitionsmacht der Bezug zur nationalsozialistischen Vergangenheit (und damit zur Schuldfrage) zentral ist⁵⁷, hängt der Erfahrungstransfer zwischen den Generationen davon ab, ob – in welcher Form auch immer – Sinn zwischen verschiedenen Epochen überliefert oder desintegriert wird. Demzufolge könnte man »die These aufstellen, eine Epoche sei dann zu Ende gegangen, wenn wir ihren Erfahrungs-, Sprach- und Sinnhorizont nicht mehr verstehen«⁵⁸. Vor dem Hintergrund der NS-Zeit, die in die Position eines Ursprungsereignisses rückt, und einer transgenerationellen Erfahrungsdynamik, die die Verantwortung der Nachgeborenen »als eine Art ›Fortzeugung‹ von verschwiegener oder abgewehrter Schuld«⁵⁹ wahrnimmt, wird auch die zeitgenössische Historiographie auf ein Modell der Periodisierung verwiesen, das auf das Zählen von Generationen zurückgreift.⁶⁰

»Spätestens dann«, resümiert der Historiker Jörn Rüsen den multigenerationellen Geschichtszusammenhang,

55 Assmann (2006a), 103.

56 Assmann (2006a), 98.

57 Vgl. Weigel (2006), 97: »Das Selbstverständnis, Vertreter oder Angehöriger einer bestimmten Generation zu sein, ersetzt und überlagert nämlich durchweg das Paradigma von Opfern und (Mit-)Tätern.«

58 Rauschenbach (1998), 242.

59 Weigel (2006), 102.

60 Vgl. Weigel (2006), 108: »In diesem Zusammenhang dient das Generationenmodell der Periodisierung und funktioniert insofern im kollektiven Gedächtnis als eine Art mythisch-narrative Form der Zeitrechnung jenseits von Kalender und Historiographie.«

wenn die innere mentale Verflechtung sich über drei Generationen erstreckt, ist eine Historisierung unvermeidlich. Dann nämlich müssen die Betroffenen am Ende der Generationenkette dadurch zu sich selber finden, daß sie sich bewußt und angestrengt mit den mentalen Erblasten auseinandersetzen, die ihnen im Aufbau ihres eigenen Selbst zugewachsen sind.⁶¹

Mit Bezug auf den Nationalsozialismus markiert diese Schwelle das Sterben der NS-Funktionsgeneration, den Eintritt der Kriegskindergeneration in das Rentenalter und die Übernahme von gesellschaftlich relevanten Positionen durch die dritte Generation. Das Generationenmodell als zeitliche Ordnung der Nachkriegsgeschichte strukturiert freilich nicht allein historiographische Studien zu den unterschiedlichen Formen der Erinnerungsarbeit,

sondern stellt auch ein wichtiges Strukturelement fiktionaler Texte dar, die sich in den letzten Jahren zunehmend mit diesem Themenkreis befasst haben. Zugleich heben literarische Texte die Figur des Transgenerationellen auf die Ebene kulturhistorischer Prozesse und machen sie damit einer kulturwissenschaftlichen Analyse zugänglich.⁶²

Dies geschieht zumal dadurch, dass eminent belastende Ereignisse, wie sie in Kriegszeiten zuhauf vorkommen, bei den Nachkommen zu Objekten werden, die erhebliche imaginative, nicht zuletzt literarische Energiepotentiale freizusetzen in der Lage sind. So sehr es einen Allgemeinplatz darstellt, dass das Medium der Literatur auch mit zur Ausbildung eines kulturellen Gedächtnisses beiträgt, so wenig lässt sich diese Funktion der Literatur generalisieren. Wie das nämlich geschieht, lässt sich allein individuell, anhand einzelner Werke und der von ihnen etablierten Formsprache beschreiben. Denn immer, wenn Erinnerung Form annimmt, lässt diese die Erinnerungssubstanz nicht unberührt.

Damit verbindet sich, so sehr man den Begriff der Generation auch für die Wissenschaftsforschung und Wissenschaftsgeschichtsschreibung stark machen kann⁶³, neben einer gewissen Attraktion ein methodischer Vorbehalt gegenüber dem Projekt einer generationsspezifischen Literaturgeschichte. Zwar gibt es durchaus mehrere Möglichkeiten, das Problem der Generationen im Hinblick auf die literarische Entwicklung zu perspektivieren⁶⁴, entschließt man sich aber

61 Rüsen (2001b), 73 f.

62 Horstkotte (2003), 276 f.; vgl. zur Konjunktur des Generationen-Themas in der Literatur seit 1990 Geier/Süselbeck (2009). Allgemein zum Konzept der Generation in der Literaturwissenschaft vgl. Erhart (2000).

63 Vgl. Erhart (2000), dessen These lautet: »Das Konzept der Generation in der Wissenschaftsforschung führt nicht zur Reduktion komplexer wissenschaftlicher Wandlungsprozesse, sondern zu deren Differenzierung und Perspektivierung.« (105).

64 So lassen sich etwa »Formen literarischer Gruppenbildungen anhand von Strukturdaten nach Alter und Generationszugehörigkeit [...] gliedern« (verknüpft mit dem Problem des Mangels an validen Strukturdaten mit einiger Aussagekraft) oder »die Selbstaussagen der Literaten mit dem Instrumentarium der Autobiographieforschung generationsspezifisch

für die Vorgehensweise, die literarischen Werke selbst als Quelle der Untersuchung zu behandeln, so wird man auf das Verhältnis der Generationen, zumal auf eine konflikthafte Genealogie abstellen müssen. Dabei gilt die heuristische Vermutung, dass sich, wenn das gesellschaftliche Verhältnis der Generationen von Gegensatz und Widerstreit gekennzeichnet ist, dies auch in irgendeiner Form literarisch repräsentiert finden wird.⁶⁵ Wann also, um hierfür einen einigermaßen vielversprechenden Zeitpunkt zu benennen, kristallisierte sich im Nachkriegsdeutschland der Generationenkonflikt als Gegensatz zweier uneinbarer Erinnerungsweisen heraus? Zu welchem Zeitpunkt wurden die unterschiedlichen Haltungen zu Krieg und Holocaust zwischen den Generationen unüberbrückbar? Als explizites Medium der Gedächtnispolitik, soviel dürfte unstrittig sein, wurde die Generation erstmals im Zusammenhang der 68er-Bewegung funktionalisiert.

Die generationelle Psychohistorie Deutschlands und die Literatur

Als um 1980 der Ausdruck »68er-Generation« aufkam, ging es den damit Bezeichneten weniger um eine Abschaffung des kapitalistischen Systems als vielmehr um einen Schlussstrich unter eine unzureichende Vergangenheitsbewältigung, speziell, unter eine an der Integration der NS-Belasteten in die BRD-Gesellschaft orientierte Vergangenheitspolitik. Verursacht durch die biographische Zurückverlegung des generationsstiftenden Ursprungszusammenhangs vermehrte sich die 68er-Generation in den 1980er Jahren nicht nur auf wundersame Weise, sondern erfuhr auch eine Psychohistorisierung. Die Protestgeneration von 1968 verwandelte sich »in eine ›Psychoklasse‹ von Kriegskindern, die sich von einer identifikatorischen Gefangennahme durch ihre Tätereltern betroffen sah«⁶⁶. Die zweite Generation sah sich nunmehr in der psychischen Genealogie der NS-Nachfolge als Opfer eines generationsübergreifenden Schuld- und Verantwortungskomplexes: »Erst jetzt wurde 1968 in Deutschland als eine auf die nationalsozialistische Vergangenheit antwortende Bewegung des Schuldgefühls und der Traumabearbeitung entschlüsselt.« Daran in selbsthistorisierender Weise anschließend, bemühten sich die 68er, »die vergangenheitspolitische Begründung der Demokratie in Deutschland im Blick auf Auschwitz zum verborgenen Curriculum der politischen Sozialisation und zum metasozialen Kommentar des Gesellschaftsverständnisses« zu machen.⁶⁷ Mithin erscheint 1968 als psychosoziale

[...] analysieren« (was das Problem der Stilisierungstendenzen in den Selbstaussagen von Schriftstellern mit sich bringt) (Bügner/Wagner [1991], 179).

65 Vgl. ähnlich Bügner/Wagner (1991), 180.

66 Bude (2005), 427.

67 Bude (2005), 428.

Revolte, in der sich zwei Motive vereinen: Ein kollektiver Anspruch, nämlich die Übernahme einer historischen Verantwortung in antikapitalistische Weltpolitik zu überführen, verbindet sich mit einem ›Generationszusammenhang‹⁶⁸ der ›Täterkinder‹⁶⁹, der für den Einzelnen psychologisch prekär ist. Mit den Kindern der Täter ist nun eine Gruppe bezeichnet, in der die familiäre Genealogie (»Kinder«)⁷⁰ durch einen historischen Zusammenhang (»Täter«) überlagert wird, so dass man, die Schnittstelle von Natur und Kultur unterstreichend, eine Verknüpfung von familiärer und historischer Generation – statt des üblichen Gegensatzes von Kontinuität vs. Diskontinuität – konstatieren kann.⁷¹

Öffentlichkeitswirksam argumentierte mit diesem Vokabular, das zwischen Verantwortung für die Geschichte der eigenen Nation und ethisch-politischer Verpflichtung aus dem Familienerbe changiert, Richard von Weizsäcker in seiner Ansprache als Bundespräsident vor dem Deutschen Bundestag im Rahmen der offiziellen Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag des Kriegsendes vom 8. Mai 1985:

Der ganz überwiegende Teil unserer Bevölkerung war zur damaligen Zeit entweder im Kindesalter oder noch gar nicht geboren. Sie konnten nicht eine eigene Schuld bekennen für Taten, die sie gar nicht begangen haben. Kein fühlender Mensch erwartet von ihnen, ein Büßerhemd zu tragen, nur weil sie Deutsche sind. Aber die Vorfahren haben ihnen eine schwere Erbschaft hinterlassen. Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen.⁷²

68 Mit dem Terminus »Generationszusammenhang« beziehe ich mich auf Karl Mannheims bis heute für die Konzeptualisierung von historischen Generationengestalten zentralen Aufsatz *Das Problem der Generationen*. Mannheim zufolge haben Erlebnisgemeinschaften in der jugendlichen Präphase das Potential zu einer »Generationslagerung«, aus der sich im Sinne einer Partizipation am gemeinsamen Schicksal ein »Generationszusammenhang« herausbilden könne, der, wenn reale Verbindungen zwischen den Individuen gestiftet werden, in eine »Generationseinheit« zu münden vermag (Mannheim [1964], 543 f.). Unschwer lässt sich erkennen, dass Mannheims »Generationsbegriff gerade gegen die Bedeutung von Familie und Sippe konstruiert ist und unausgesprochen der Annahme folgt, der Stellenwert von Familie in der Moderne würde sich verringern, da ihr etwas Statisches und damit Vormodernes anhafte, wohingegen das Generationskonzept im Sinne historischer Generationen auf die Erfassung gesellschaftlicher Dynamik ziele« (Karstein [2009], 54).

69 Wegen der ab 1933 eingetretenen dichotomischen Aufspaltung der Herkunftsfamilien in Täter- und Opferfamilien verwende ich den Ausdruck »Täterkinder« (bzw. »Kinder der Täter«) in einem weiten Sinne, und zwar für alle Nachkommen von Belasteten und Mitläufern jedweder Couleur (vgl. ähnlich Westernhagen [1991], 89).

70 Vgl. zur Definition von Genealogie Weigel (2006), 26: »Die Genealogie ist die Geschichte der symbolischen, ikonographischen und rhetorischen Praktiken, der Aufschreibesysteme und Kulturtechniken, in denen das Wissen von Geschlechtern und Gattungen oder von der Abfolge des Lebens in der Zeit überliefert ist.«

71 Vgl. zu einem Ansatz, der im Rahmen einer »kommunikativen Konstruktion historischer Generationen am Beispiel ostdeutscher Familien« für eine beide Generationskonzepte verbindende Betrachtung plädiert, Karstein (2009).

72 Weizsäcker (1987), 18.

Mit »Vorfahren«, »Erbschaft«, »Haftungsnahme« verwendet Weizsäcker für die Unschärfe zwischen alltäglichem und terminologischem Gebrauch und zwischen Wörtlich- und Figürlichkeit symptomatische Vokabeln, die sowohl vom familiären als auch vom juristischen wie historischen Diskurs in Anspruch genommen werden.⁷³ Er operiert mit einer semantischen Vagheit, die durchaus zeittypisch ist, denn bis in die 1980er Jahre brachten weder die Geistes- noch die Sozialwissenschaften für Phänomene des generationenübergreifenden Erfahrungs- und Gedächtnistransfers ein entschiedenes Interesse auf. Spät erst öffnete sich die psychoanalytische Theorie und Praxis dem

Phänomen der »Transposition«, der Weitergabe unbewußter Signifikanten von einer Generation zur nächsten, das nicht mehr allein im Deutungsrahmen des Freudschen Ödipus-Komplexes, mithin als Element einer endogenen neurotischen Erkrankung gesehen, sondern im Sinne historischer, konkret: nationalsozialistischer Prägung solch generationsüberdauernder »Palimpseste« gedeutet wird⁷⁴.

Während bereits Walter Benjamin, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihren Arbeiten aus den 1930er und 1940er Jahren die Wechselbeziehungen zwischen politischer und psychologischer Sphäre akzentuierten, popularisierten Alexander Mitscherlich (mit *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie* aus dem Jahre 1963)⁷⁵ und seine Frau Margarete (mit der gemeinsam verfassten, 1967 erschienenen Studie *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*) sozialpsychologische und psychohistorische Fragestellungen wie: Weshalb panzerte sich die NS-belastete Elterngeneration mit künstlicher Stärke gegen die eigene Schwäche, gegen quälende Schuld, Schamgefühle und Trauerreaktionen? Warum verschanzten sich die Eltern, unlebendig und starr, hinter einem verbissenen Schweigen, das die Nachkriegsfamilien wie in einer Blase hermetisch von der NS-Vergangenheit abschottete? Mit dem geschärften Blick, der auf den Zusammenhang vom Nachleben des Nationalsozialismus im Familienkontext abstellt, liegt es nahe zu fragen, »ob und wie die konventionelle Semantik der Übertragung zwischen den Generationen durch den historischen Tatbestand von Nationalsozialismus und Holocaust beeinflusst wird«⁷⁶. Sprich: Welche psychischen Spuren bzw. seelischen Verformungen hinterließen die NS-Täter ihren Kindern? Resultierte aus der Gefühlskälte und Zurückweisung der Eltern das Gefühl, nie einen echten körperlichen und emotionalen Dialog mit ihnen geführt zu haben? Forderten

73 Vgl. zu der Rede, für deren Aufbau insgesamt charakteristisch ist, dass sie Paradoxien in der Bewertung durch die Kombination von nachdrücklichen Feststellungen mit relativierenden Formulierungen erzielt, Beljan/Lorenz (2007).

74 Blasberg (2002), 467.

75 Vgl. zu Alexander Mitscherlich als sozialpsychologischem Diagnostiker der frühen Bundesrepublik Weissberg (2011).

76 Blasberg (2002), 470.

die mit Lücken entstellten bzw. mit Lügen befrachteten Eltern-Biographien die heranwachsenden Kinder nicht geradezu zur Entlarvung, Anklage und Entwertung der Eltern heraus? Machte das verzweifelte Bemühen nach Verständigung und nach Befreiung von dem negativen Elternbild die Kinder nicht gleichsam notwendigerweise zu Verfolgern, die wut- und hassgeschwängert einen Prozess anstrengen?⁷⁷

An dieser Stelle kommt die Literatur ins Spiel: Denn im Rahmen der Entwicklung, die zu einer zunehmenden Akzeptanz von transgenerationellen Zusammenhängen führte, kommt der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur keine unwesentliche Rolle zu. Die Literatur, so die These von Cornelia Blasberg, hat »die Psychologen transgenerationelle Symptome am Körper der ›zweiten Generation‹ buchstäblich zu ›lesen‹ gelehrt«⁷⁸. Ab den 1980er Jahren arbeiteten die Psychoanalytiker dann das Konzept der transgenerationellen Weitergabe zwischen der nationalsozialistischen Elterngeneration und deren Kindern aus, wobei sie zumal auf die Arbeiten zur Traumatisierung der Kinder der Opfer zurückgriffen.⁷⁹ Als nach der Wiedervereinigung schließlich die dritte Generation sich im wiederentfachten Gerangel um die symbolische Deutungshoheit über das NS-Erbe bemerkbar machte, wurde ein nochmaliger Wandel angestoßen. Aufgrund der Belastungen und Störungen in der Verschachtelung der Generationen steht für die dritte Generation eine historisierende Aufarbeitung an, die in der Regel die Form einer mühseligen Erinnerungsarbeit annimmt. Nun erleiden die Betroffenen im Prozess der Historisierung die Beschädigung ihrer historischen Identität ebenso, wie sie »das mit diesem Verlust verlorene eigene Selbst zurück[gewinnen], indem es sich vom Verlorenen trennt, um es als Verlorenes sich anzueignen«⁸⁰.

Während sich für den Einzelnen als Staatsbürger in diesem Zusammenhang die Frage stellt, ob und wieviel Verantwortung – für den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust – er zu übernehmen bereit ist, sind die Enkel der Nazis in ihrer Rolle als Familienmitglieder mit verschiedensten Phänomenen der Transposition konfrontiert, die bis zur Virulenz von manifesten Schuldvorstellungen reichen. Die historischen Anteile an der Subjektivität lassen sich mithin fassen als ein Dialog aus kollektiver, zumal nationaler, und familiärer Hinterlassenschaft. Just an diesem Punkt der Selbstverständigung über generationelle Anteile an der Historisierung von Subjekten kommt wieder die Literatur zum Zug.

77 Vgl. Westernhagen (1991), 91 f.

78 Blasberg (2002), 468; Blasberg exemplifiziert ihre These zumal an Wolfgang Koeppens *Tod in Rom* (1954) und Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* (1965), vgl. ebd., 474–481.

79 Vgl. mit Blick auf die Opfer-Kinder bes. Keilson (1979), mit komparativem Blick auf Opfer- wie Täter-Kinder die beiden wichtigen Sammelbände von Bergmann/Jucovy/Kestenber (1998) und Rosenthal (1999a).

80 Rüsen (2001b), 74.

Argumentationen, die die Figur der transgenerationellen Traumatisierung durch Krieg und Holocaust popularisieren, erfahren seit den 1990er Jahren eine regelrechte Hochkonjunktur. Die Literatur trägt dazu das Ihre bei. Zu diskutieren, welchen Stellenwert sie in diesem Zusammenhang hat, erfordert freilich, sich vorab über einen für die Literaturwissenschaft operationalisierbaren Begriff des Traumas und der Transmission zwischen den Generationen zu verständigen.

Trauma und die Literatur

Nach einer wissenschaftlichen Vorgeschichte, die bis auf das im 19. Jahrhundert entwickelte Konzept der traumatischen Neurose zurückreicht⁸¹, etablierte sich die Psychotraumatologie in den 1990er Jahren als eigenständiges Praxis- und Forschungsfeld innerhalb der bereits existierenden medizinisch-psychologischen Disziplinen⁸², und der Begriff des Traumas erfuhr eine enorme Popularisierung. In ihrem zum Standardwerk avancierten *Lehrbuch der Psychotraumatologie* erarbeiten Gottfried Fischer und Peter Riedesser einen Trauma-Begriff, der auch für diese Untersuchung den Bezugspunkt bildet:

Psychische Traumatisierung lässt sich definieren als vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.⁸³

Unübersehbar distanziert sich diese auf individuelle Traumata abzielende und mit empirischen Evidenzen argumentierende Abgrenzung von einem Verständnis, das die Vorstellung von kollektiven Verwundungen (ausgelöst etwa durch Kriege und Genozide)⁸⁴ und deren Therapierung zu formulieren versucht.⁸⁵ Jenseits von Vorstellungen einer allgemeinen sozialen Traumatisierung und eines der Dekonstruktion verpflichteten Begriffs vom kulturellen Trauma⁸⁶,

81 Vgl. zur Wissenschaftsgeschichte des Traumas Leys (2000).

82 Vgl. zur Psychotraumatologie als Forschungs- und Praxisfeld sowie zur Geschichte der Psychotraumatologie Fischer/Riedesser (1999), 15–19 und 28–40. Im Teil »Spezielle Psychotraumatologie« behandeln Fischer/Riedesser etwa Traumata im Zusammenhang mit dem Holocaust, Folter und Exil, Kindheit, Vergewaltigung, Gewaltkriminalität, Arbeitslosigkeit, lebensbedrohlichen Erkrankungen und Mobbing (232–338).

83 Fischer/Riedesser (1999), 351; vgl. die nahezu identische Definition in Fischer (2000), 11, und als Kommentar zu den einzelnen Kriterien der Definition auch 12 f.

84 Vgl. etwa Laub (2001).

85 Vgl. zur Kritik des kollektiven Traumas Métraux (2001).

86 Vgl. zu dem im Kontext der poststrukturalistischen und psychoanalytischen Literaturtheorie entwickelten Konzept vom »Trauma als Krise der Repräsentation«, wonach der Holocaust eine epistemologische, sich auf der Ebene der Sprache manifestierende Krise der Zeugenschaft ausgelöst habe, Caruth (1996) und Leys (2000), 266–297. Zur Kritik an Ca-

demzufolge »Probleme der Repräsentation immer Anteil am Traumatischen haben«⁸⁷, werden seit den 1990er Jahren wiederholt Versuche unternommen, traumatische Erfahrungen in den Kulturwissenschaften, konkret, in einer interdisziplinär agierenden Literaturwissenschaft zu erforschen.⁸⁸ Vor allem Hannes Fricke und Harald Weilnböck leisteten im Anschluss an die psychotraumatologische Grundlagenforschung von Fischer und Riedesser Maßgebliches, um das Konzept des Psychotraumas für die philologischen Fächer theoretisch wie praktisch anschlussfähig zu machen.⁸⁹ Im Kern kreist jede Anwendung traumatheoretischer Erkenntnisse auf die Literatur um die Frage nach den Formen der Repräsentation traumatischer Erfahrungen.

»Trauma«, schreibt Aleida Assmann, »das ist die Unmöglichkeit der Narration.«⁹⁰ Gemäß dieser apodiktischen Behauptung, wonach der überbordende Affekt jegliche Erinnerung zerstört, entzieht sich die traumatische Erfahrung kategorisch der deutenden Bearbeitung in Erzähltexten. Für eine literaturwissenschaftliche Erzählforschung, die sich mit den Formen narrativer Inszenierung von Vergangenheit und Erinnerung beschäftigt, erscheint das Trauma mithin unzugänglich. Dieser Ansicht widerspricht Fricke's Überblicksstudie, die Modellanalysen zu den Themen »Das überwältigende Moment«, »Vernachlässigung«, »Krieg«, »Folter und organisierte Gewalt«, »Flucht und Vertreibung«, »Sexualisierte Gewalt« und »Täter« enthält und von Homers *Ilias* über Herman Melvilles *Moby Dick* bis zu Bernhard Schlinks *Der Vorleser* reicht. Fricke analysiert nicht allein wiederkehrende Textstrukturen⁹¹, sondern diskutiert auch Theorieprobleme. So verweist er darauf, dass es sich bei der Anwendung traumatheoretischer Erkenntnisse »nicht um einen beliebigen literaturtheoretischen Ansatz unter anderen« handele, sondern um »eine Herangehensweise, die über ihre hirnpfysiologische Fundierung und Erfahrungswerte aus der Traumathe-

ruths Konzept vgl. Weigel (1999), 52–54; Kansteiner (2004), 115–117; Weilnböck (2007) – ihre Kritik stellt hauptsächlich darauf ab, dass Caruth sich eines metaphorischen Gebrauchs von Trauma bedient, der Geschichte schlechthin als Trauma reformuliert und dadurch den Unterschied zwischen Opfern und Tätern einebnen.

87 Kansteiner (2004), 118.

88 Vgl. etwa Bronfen/Erdle/Weigel (1999); Müllder-Bach (2000).

89 Vgl. Fricke (2004); Weilnböck (2001); Weilnböck (2005).

90 Assmann, A. (1998), 151.

91 Dabei zieht Fricke (2004), 229 f., folgendes Fazit: »Als Strukturen, die eher einzelne Stellen prägen, fielen im Zusammenhang mit der Schilderung traumatischer Erfahrungen Parataxe, einfache Wortwahl, Figuren der Auslassung und des Abbruchs oder der plötzliche Wechsel in eine seltsam schimmernde Form des Präsens auf. Betrachtet man den Text in seiner Gesamtheit, begegneten Klammermotive, bestimmte sprachliche Figuren oder Denkfikturen, sich wiederholende Handlungsschemata, die Möglichkeit, Texte erst auf den zweiten Blick aus der Sicht eines durch eine traumatische Erfahrung vorgeprägten Protagonisten zu verstehen, bestimmte Personenkonstellationen sowie die Möglichkeit – oder Unmöglichkeit –, eine durchgehende wohlgeordnete narrative Struktur aufzubauen und zu halten.«

rapie ein empirisch überprüfbares Fundament hat.«⁹² Ferner geht er mit Recht davon aus,

dass die Art und Weise der ›Erinnerung‹ traumatischer Ereignisse nicht relativ zur Zeit der Entstehung eines Textes verstanden werden muss, sondern dass die Art und Weise dieser Erinnerung eine anthropologische (hirnphysiologische) Konstante darstellt. Figuren in fiktionalen Texten werden unter den Vorzeichen dieses besonderen Verständnisses von ›Erinnerung‹ als konturierte Figuren verstanden, die Leser vor allem deswegen ansprechen können, weil sie zumindest ähnlich wie diese strukturiert sind bzw. ähnlich funktionieren.⁹³

Auf der Basis dieser Argumentation vermag Fricke denn auch zu schließen, dass das von ihm bereitgestellte Instrumentarium über das von ihm untersuchte Textkorpus hinaus bei anderen literarischen Texten gewinnbringend eingesetzt werden kann.⁹⁴

Auch Astrid Erll trägt der Produktivität dieser Fragestellung Rechnung, wenn sie mit Blick auf die literaturwissenschaftliche Gedächtnisforschung resümiert:

Die Erinnerung an traumatische historische Erfahrungen – wie Krieg, Vertreibung und Völkermord – hat sich als ein zentrales literaturwissenschaftliches Forschungsthema und als eine Art Prüfstein für die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen literarischer Vergangenheitsrepräsentation erwiesen.⁹⁵

Bedenkt man, dass die Reaktualisierung von traumatischen Erfahrungen in der Regel nicht-intentional geschieht und meist bildhaft ist, sich zudem nicht wie andere Erinnerungen formen und in das Gedächtnis integrieren lässt, so erscheint es nur folgerichtig, dass sich literarische Mittel und Darstellungsformen geradezu anbieten, um

die Spuren traumatischer Erfahrung zu repräsentieren. Indem sie Kohärenz vermeiden oder stören, Sinnstiftung unterlaufen, den Wahrheitsgehalt und die Referentialisierbarkeit des Erzählten unklar lassen oder offen anzweifeln, spielen literarische Texte ihre spezifischen Privilegien gegenüber der wissenschaftlichen Vergangenheitsdarstellung aus.⁹⁶

Eine psychotraumatologisch orientierte Literaturinterpretation geht demgemäß den Versuchen zur Versprachlichung von traumatischen Erfahrungen nach und

92 Fricke (2004), 231.

93 Fricke (2004), 230.

94 Vgl. Fricke (2004), 257.

95 Erll (2010), 295. In Erlls Äußerung lauert zugleich – gleichsam als Pendant zu Assmanns Inkompatibilität von Trauma und Narration – die Gefahr eines inflationären Gebrauchs des Trauma-Begriffs im Kontext von literarischen Vergangenheitsrepräsentationen. Vgl. dazu Kansteiner (2004), 110: »Es ist schwer, sich der Anziehungskraft des Trauma-Paradigmas zu entziehen und neue Kategorien für emotional-psychologisches Engagement und Disengagement zu finden, die subtiler und genauer sind als der gewichtige Trauma-Begriff.«

96 Herrmann, M. (2010), 94.

ist »keine Psychoanalyse von Texten oder Autoren. Das *tertium comparationis* ist vielmehr der Kommunikationsprozeß in Psychoanalyse und Kunst.«⁹⁷ Als heuristische These formuliert geht es darum, die individuellen literarischen Ausdrucksformen von Traumata zu erforschen, eine »neue Sprache« oder »Meta-Sprache«,

die über die bisherigen, traumagebundenen Ausdrucksmittel hinausweist und geeignet erscheint, das Paradoxon der »traumatischen Information« – mit einer Erfahrung zu leben, mit der sich nicht leben läßt – zu entschlüsseln und im dreifachen dialektischen Sinne dieses Wortes »aufzuheben«: d. h. sie *aufzubewahren* (lat. conservare), und zwar als Erinnerung, sie zu *eliminieren* (tollere) und sie zugleich auf eine neue, eine »Metaebene« des Selbst- und Weltverständnisses hin zu *überschreiten* (elevare).⁹⁸

Transgenerationalität

Von der breitenwirksamen Durchsetzung des Trauma-Paradigmas in den 1990er Jahren hin zu der zu Anfang des 21. Jahrhunderts so populären Figur der transgenerationellen Traumatisierung⁹⁹ ist es nur ein kleiner Schritt. Man vollzieht ihn, wenn man das Konzept des Traumas mit dem der Historisierung von Krieg und Holocaust verbindet, sprich um die nach 1989/90 – wie eingangs ausgeführt – boomende multigenerationelle Familienperspektive erweitert. Eine Voraussetzung für diese Entwicklung und damit den wissenschaftlichen Durchbruch der transgenerationellen Traumatisierung ist freilich die Anerkennung der Transgenerationalität als erklärungswürdiges Phänomen. In verschiedenen, zumal sozialwissenschaftlichen Disziplinen findet das Konzept der transgenerationellen Übertragung Anwendung und »wird dabei als explizit nicht-genetische Übertragung begriffen«¹⁰⁰, die die Vorstellung von personaler Autonomie relativiert. Ähnlich wie das Wort »Vererbung« in seiner heute dominierenden biologischen Bedeutung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nahezu unbekannt war und stattdessen juristische Vorgänge bezeichnete¹⁰¹, beziehen sich die auf Transgenerationalität basierenden psychologischen und sozialwissenschaftlichen Übertragungskonzepte auf das Vererben von – psychischen! – Gütern an Verwandte (zumal an Kinder und Enkel). Ebenso wie bislang im Rahmen epigenetischer Forschungen nicht nachgewiesen oder ge-

97 Fischer (2000), 15.

98 Fischer (2000), 16.

99 Vgl. z. B. Radebold/Bohleber/Zinnecker (2008); Friesen (2000) und die vom Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin unter dem Titel »Transgenerationale Übertragungen« am 5. und 6. November 2010 veranstaltete Konferenz.

100 Parnes/Vedder/Willer (2008), 291.

101 Vgl. Rheinberger/Müller-Wille (2009), 20.

zeigt werden konnte, auf welche Weise das Konzept einer außer-genetischen Vererbung, in »der weniger die Genmutation als vielmehr die Genkontrolle zum Akteur wird, molekularbiologisch funktionieren soll«¹⁰², konnte der Modus bzw. die Modi der transgenerationalen Weitergabe bisher nicht eindeutig identifiziert und prozessualisiert werden.

In Analogie zu dem epistemischen Raum der Vererbung zu Ende des 19. Jahrhunderts¹⁰³ und im Rückgriff auf die Grundlagen von Freuds Psychoanalyse lassen sich Prozesse der Transgenerationalität heuristisch beschreiben als Phänomene, die sich in dem epistemischen Raum eines von historischen Geschehnissen beeinflussten multigenerationellen Unbewussten abspielen. Aufgespannt würde ein derartiger epistemischer Raum eines familien- bzw. sozialpsychologischen Transmissionsdenkens, der als Forschungskomplex so unterschiedliche Domänen wie Psychologie, Soziologie, Geschichtswissenschaft und eben auch die Literaturwissenschaft anzieht, durch das Weiterwirken von historischen Erfahrungen in einem genealogisch geordneten Zeitablauf.

Während der traditionelle geschichtsphilosophische Begriff der Generation den Schnittpunkt von Kontinuum und Periodisierung markiert, vereint die Figur des ›Transgenerationalen‹ dagegen Bruch *und* Genealogie in sich: nicht als Bruch *in der* Genealogie, sondern vielmehr als Vorstellung einer Art Vererbung des ›Zivilisationsbruchs‹ und seiner Folgen.¹⁰⁴

Die konkrete Auslegungsaufgabe besteht mithin jeweils darin, den Einfluss bestimmter historischer Prozesse auf die Schnittstellen zwischen den Psychen der – genealogisch geordneten – Mitglieder einer Familie »im Muster einer Herkunfts-, Ableitungs- und Folge-logik«¹⁰⁵ zu denken; dann darin, die transgenerationalen Wirkungen von Sinnstrukturen der über Intimität vermittelten Geschichte auf die Subjektwerdung der Person darzustellen und zu kartieren.

Immer fragloser gewöhnte man sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts an Freuds modellhaften Entwurf des Unbewussten, obwohl dessen »Realitätscharakter nicht definiert und vielleicht überhaupt nicht definierbar ist«¹⁰⁶. Wenn der oben angeführte Zusammenhang zwischen Freuds Fundierung der Psychoanalyse und dem Konzept der transgenerationalen Übertragung einige Plausibilität für sich beanspruchen kann, so dürfte auch das Verfahren der Traumdeutung wenn nicht paradigmatischen, so zumindest strukturanalogen Vorbildcharakter besitzen. Die Traumdeutung stellt eine Form der Hermeneutik

102 Müller-Jung (2009).

103 Vgl. zur Vererbung als epistemischem Raum Rheinberger/Müller-Wille (2009), 19–24.

104 Weigel (2006), 103.

105 Weigel (2006), 15.

106 Matt (2001), 11; vgl. auch 133: »All die schönen Metaphern [...], die von Freud und seit Freud für das gebildet wurden, was er ›das Unbewußte‹ nennt, verdecken die Tatsache, daß der Wirklichkeit des Unbewußten gegenüber die Regeln des Denkens selbst versagen.«

dar, mit dem Ziel, die verborgenen Traumgedanken aufzuklären. Das Problem besteht – in strukturalistischer Begrifflichkeit – mithin darin, »dass Freud den Traumgedanken (das Signifikat) zu entziffern versucht, indem er den Trauminhalt, also die bildliche Darstellung (den Signifikanten) und deren ›Függengesetze‹ analysiert«¹⁰⁷. In Analogie dazu ließe sich die Deutung von Transgenerationalitätsprozessen als Aufgabe beschreiben, die psychischen Inhalte der transgenerationellen Übertragung zu ermitteln (Signifikat), indem man die psychischen Symptome der Nachfahren analysiert (Signifikanten).

Transgenerationelle Traumatisierung

Zwar untersuchte Freud, der das wahre Dasein des Erwachsenen mit Vernunft assoziiert, »Übertragung nicht im Wechselverhältnis der Generationen und vernachlässigte die von Generation zu Generation übertragenen nonverbalen Sinne der Abneigung, des Abscheus, der Sympathie und Zugehörigkeit«¹⁰⁸. Aber alle neueren Studien zur transgenerationellen Übertragung gehen auf Freuds wegweisenden Grundgedanken einer ›stillen Post zwischen den Generationen‹ zurück, nämlich auf die in *Totem und Tabu* formulierte Annahme, »daß keine Generation imstande ist, bedeutsame seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen«¹⁰⁹. Daher, so Freud, ergeben sich im Zusammenhang mit jener »Gefühlserbschaft« zwei Fragen: »wieviel man der psychischen Kontinuität innerhalb der Generationsreihen zutrauen kann und welcher Mittel und Wege sich die eine Generation bedient, um ihre psychischen Zustände auf die nächste zu übertragen«¹¹⁰. Diesen Fragen auf den Grund zu gehen, ist das grundsätzlich gemeinsame Bestreben von Psychoanalytikern, Historikern und Kulturwissenschaftlern, wenn sie sich den seit den 1990er Jahren sprunghaft angestiegenen biographischen und künstlerischen Deutungsangeboten zuwenden, in denen das von der Elterngeneration ›zugemutete‹ Erbe in seinen umfassenden, nicht zuletzt ethischen Implikationen thematisiert wird.¹¹¹ Die übereinstimmende

107 Klawitter/Ostheimer (2008), 144.

108 Rauschenbach (1998), 250.

109 Freud (1974a), 441.

110 Freud (1974a), 441. In seiner Studie *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (erschienen 1939) prägte Freud den Begriff der »archaischen Erbschaft«. In der Überzeugung, »daß im psychischen Leben des Individuums nicht nur selbsterlebte, sondern auch bei der Geburt mitgebrachte Inhalte wirksam sein mögen, Stücke von phylogenetischer Herkunft, eine *archaische Erbschaft*« (Freud [1974b], 545), wagt Freud die Behauptung, »daß die archaische Erbschaft des Menschen nicht nur Dispositionen, sondern auch Inhalte umfaßt, Erinnerungsspuren an das Erleben früherer Generationen« (Freud [1974b], 546).

111 Vgl. Weigel (2006), 65: »Insofern stellen sich die Vorstellungen von Erbschaft, Erbe und Vererbung als Schauplatz dar, auf dem nicht nur das Verhältnis von Natur und Kunst

Prämisse ist dabei die transgenerationelle Wirkung bestimmter historisch sedimentierter Formen der privaten Lebensführung.

Mit Blick auf den hier vorrangig interessierenden Übertragungsprozess, für den sich der Ausdruck »transgenerationelle Traumatisierung« etablierte, ist zunächst eine begriffliche Erläuterung vonnöten. So einleuchtend die Kategorie der Transgenerationalität als generative Struktur, die die sozialisatorische Kapazität der Familie maßgeblich mitbestimmt, erscheinen mag, so problematisch erweist sie sich im Zusammenhang mit dem Begriff der Traumatisierung. Gewiss: Auch die transgenerationelle Traumatisierung einer Person vermag stets nur einen von vielen während der Individualentwicklung einwirkenden Faktoren anzuzeigen. Aber eben einen, und das macht die spezifische Differenz aus, dem keine traumatische Eigenerfahrung zugrunde liegt, sondern allenfalls die Symptom-Tradierung eines von den Vorfahren erlebten Traumas. Der Ausdruck »Traumatisierung« suggeriert mithin zu Unrecht eine lebensweltliche Überwältigungserfahrung für die von einer transgenerationellen Traumatisierung Betroffenen. Vielmehr besteht zwischen den in den Übertragungsprozess involvierten Generationen ein ontologischer Hiatus: Auf der einen Seite die traumatisierte Generation (primäre Traumatisierung), die durch Traumata hervorgerufene Wirkungen transferiert; auf der anderen Seite die Nachkommen, die sich durch vielfältige sozialisatorische Transmissionsmechanismen traumatische Nachwirkungen in Gestalt von familienhistorischen Belastungen aneignen (sekundäre Traumatisierung).

In der psychoanalytischen Erforschung der familiären Transmission von durch den Nationalsozialismus hervorgerufenen Traumata hat Haydée Faimbergs Fallstudie *Teleskopieren der Generationen* (1981/1985) einen paradigmatischen Status inne.¹¹² Der Aufsatz skizziert die therapeutische Fallgeschichte von Mario, einem 30-jährigen, in Argentinien aufgewachsenen Studenten, zu dem die Analytikerin lange Zeit keinen Zugang fand. Erst durch einen Zufall realisiert Faimberg, dass der Patient sie zur Trägerin eines Geheimnisses macht, von dem er denkt, »es betreffe ihn nicht«¹¹³. Nach langer therapeutischer Arbeit offenbart sich die »psychische Abwesenheit«¹¹⁴ des Patienten als Folge des väterlichen, als schuldbehaftet empfundenen Emigrantenschicksals¹¹⁵:

geregelt wird, sondern auch Verhandlungen zwischen Religion und Wissenschaft stattfinden«. Eine historisch-systematische Betrachtung der Kultur- und Wissensgeschichte des ›Erbes‹ unternehmen Willer/Weigel/Jussen (2013).

112 Terminologisch verschiebt Faimberg dabei die von Heinz Kohut gebrauchte ›telescoping‹-Metapher, mit der er das psychologische Ineinanderschieben genetisch analoger Erfahrungen bei einer Person bezeichnet (Kohut [1973], 74), auf das ›Ineinander verschiedener Generationen‹.

113 Faimberg (1981/1985), 22.

114 Faimberg (1981/1985), 24.

115 »Seine ganze Familie«, so der Sohn Mario, »blieb in Polen zurück, als er das Land in den

Auf diese Weise barg Mario in seiner Psyche in erstarrter, kristallisierter Form die Situation ›eines Vaters, der den Tod seiner Familie in Polen nicht anerkennt‹. Um die Familie seines Vaters vor dem Gang der Zeit, der den Tod bedeutet, zu schützen, hielt er sein eigenes psychisches Leben in einem Zustand der Abgestorbenheit.¹¹⁶

Faimberg erklärt sich die psychischen Übertragungsmechanismen im Rückgriff auf Freuds Schrift *Zur Einführung des Narzißmus* mit der narzisstischen Identifikationslogik der Eltern:

Eine solche Logik besagt: ›Alles, was geliebt zu werden verdient, gehört zu mir, auch wenn es von dir, dem Kind, kommt. Was ich als von dir, dem Kind kommend, anerkenne, hasse ich; aber ich werde dir alles aufladen, was ich in mir selbst nicht akzeptiere: Du, das Kind, wirst mein Nicht-Ich sein.‹ [...] Ich bezeichne das erste ›Moment‹, die narzisstische Liebe, als die ›Aneignungs‹funktion und das zweite ›Moment‹, den narzisstischen Hass, als die ›Intrusions‹funktion. *Aneignungs- und Intrusionsfunktion sind die charakteristischen Merkmale der narzisstischen Objektregulation.*¹¹⁷

Konkretisiert an den Austauschprozessen zwischen Historisch-Politischem und Psychischem bemächtigen sich die Eltern des Kindes, indem sie in ihm als Disposition einer ›belasteten‹ Identität deponieren, was sie in ihrer eigenen Lebensgeschichte nicht haben akzeptieren können. Die Aufgabe des Analytikers im psychoanalytischen Prozess besteht nun darin, diese Art der entfremdenden Identifizierung zwischen den Generationen zu historisieren. Um diese »Historisierung, die es dem Patienten ermöglicht, sich zu entidentifizieren und seinen Platz unter Berücksichtigung des Generationenunterschieds zu finden«¹¹⁸, anstoßen zu können, muss der Analytiker für drei Merkmale sensibel sein. Erstens: Für die beschriebene Art der Identifizierung, die Faimberg »teleskopartiges Ineinandergleiten der Generationen«¹¹⁹ oder kurz »Teleskopieren der Generationen«¹²⁰ nennt, ist »eine zirkuläre, repetitive Zeit charakteristisch«¹²¹. Zweitens: Die Geschichte »wird nicht in Form einer expliziten Botschaft weitergegeben, sondern durch die Art und Weise, wie die Eltern sprechen und nicht sprechen«¹²². Drittens: Die entfremdenden Identifizierungen können, da sie sich der Repräsentation widersetzen, nicht oder nur unzureichend artikuliert wer-

dreißiger Jahren verließ. [...] Ich glaube, die ganze Familie ist umgekommen. Mein Vater hat nie über seine Angehörigen oder über das, was mit ihnen passiert ist, gesprochen.« (Faimberg [1981/1985], 22)

116 Faimberg (1981/1985), 25.

117 Faimberg (1981/1985), 28.

118 Faimberg (1981/1985), 39.

119 Faimberg (1981/1985), 32.

120 Faimberg (1981/1985), 39.

121 Faimberg (1981/1985), 30.

122 Faimberg (1981/1985), 33.

den. Den Übergang von der Identifizierung zur Repräsentation ermöglicht allein »die deutende Konstruktion«¹²³.

»Wissen«, das exemplifiziert Faimbergs Analyse, »ist nur anhand exemplarischer Narrationen zu gewinnen, zu begründen und zu vermitteln.«¹²⁴ Literaturwissenschaft und Psychologie basieren nicht nur gemeinsam auf Fallgeschichten, sondern durchdringen einander auch methodisch.¹²⁵ Faimbergs Diagnose wird durch eine hermeneutisierende Interpretation hergestellt und plausibilisiert, die Kohärenz beansprucht¹²⁶. Was Faimberg als Aufgabe des Analytikers für den therapeutischen Prozess formuliert, das Symptom einer teleskopierenden Übertragung offenzulegen und zugleich zu erklären¹²⁷, dürfte nach dem Transfer auf den historisch-hermeneutischen Deutungsprozess des in der Textauslegung gefragten Literaturwissenschaftlers in etwa so lauten: Mit geschärftem Blick für nicht-explicite Formen der Familienkommunikation und repetitive Zeitstrukturen die literarische Inszenierung von transgenerationalen Übertragungsprozessen deutend zu historisieren, sprich, die dafür ursächlichen Familienzusammenhänge aufzuklären. Der Historisierungsprozess, als der sich die Analyse von künstlerischen Manifestationen eines Teleskopierens der Generationen beschreiben lässt, basiert auf der nachträglichen Konstruktion der für die narzisstischen Projektionsvorgänge zwischen Eltern und Kind maßgeblichen historisch-politischen Erfahrungen.

Eindringlich veranschaulicht Haydée Faimbergs Fallbeispiel, dass das für die Ereignis- wie auch für die Sozialgeschichte zentrale Zeitkonzept der Zäsur (hier zwischen Krieg/Holocaust und deren Nachgeschichte) um die zeitliche Ordnung nach Generationen ergänzt werden muss. Ein zeitgemäßer Begriff von Geschichte kann die innerfamiliären Transmissionen von traumatischen Bedeutungen insofern nicht ignorieren, als sie wie »eingekapselte Erinnerungen« der Auffassung von historischen Entwicklungsprozessen widerstreiten. Eine breitenwirksame Relevanz erhält dieses »Erbe«, weil transgenerationale Tradierungen nicht allein bei Nachkommen von Holocaust-Opfern (und anderer schwer

123 Faimberg (1981/1985), 35. Die Tatsache, dass die Manifestationen von Repräsentation und Konstruktion zeitlich koinzidieren, zeigt das Vorliegen eines hermeneutischen Zirkels an, für den das Vorurteil, womöglich mit einer transgenerationalen Tradierung zu tun zu haben, konstitutiv ist.

124 Pethes (2004), 354.

125 Vgl. zu den methodischen Gemeinsamkeiten von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse Ricoeur (1993).

126 Vgl. Eco (2005), 75, der in seiner texttheoretischen Fundierung »die interne Kohärenz des Textes als Parameter für eine Interpretation« festlegt.

127 Vgl. Faimberg (1981/1985), 23: »Erst dann, wenn vor dem Hintergrund dieser Angst und des Nichtwissens ein zuvor unbekanntes Fragment aus der Geschichte des Patienten aufgedeckt wird und es ermöglicht, *ein durch Übertragung aufgeworfenes Rätsel zu lösen*, erlangen wir die klinische Quasi-Gewissheit, *dass diese Geschichte Teil der Psyche des Patienten ist.*«

traumatisierter Opfer der NS-Aggression) diagnostiziert werden, sondern ebenfalls bei Kindern und Enkeln von NS-Tätern, Mitläufern und Zuschauern.¹²⁸ Auch bei diesen Personenkreisen endet die destruktive Macht des Nationalsozialismus nicht mit dem offiziellen Kriegsende¹²⁹, »gibt es familiäre und generationelle Bande, die als Erbschaften aus der Zeit des Nationalsozialismus verstanden werden müssen«¹³⁰.

Weder auf der Ebene des individuellen Gedächtnisses noch auf der einer nationalen Erinnerungskultur kommt man freilich umhin, die Unvereinbarkeit der Perspektiven von Opfern und Tätern zu markieren.

Insofern muß für die Figur des Transgenerationellen in der Gegenwart der *Fortbestand* der Erinnerungsspuren als *Fortzeugung* gedacht werden – als asymmetrische Fortzeugung, die nicht nur das Unbewußte von Generationen im *telescoping*-Verfahren verbindet, sondern auch differente Kollektive, gleichsam verschiedene Gattungen oder Geschlechter konstituiert: die zweite und dritte Generation der Überlebenden hier und der Täter dort.¹³¹

Durch die Rede von der zweiten und der dritten Generation sieht Sigrid Weigel die Geschichte nach 1945 in die Nähe zu biblischen Zeitvorstellungen gerückt. Auf Seiten der Täter jedenfalls verbindet sich damit »eine Wiederkehr von Schuldvorstellungen, die – mit einer von den Eltern ererbten Schuld – dem Begriff der ›Erbsünde‹ nahekommen«¹³². Demgegenüber referiert die historische Verankerung der zweiten Generation nur mittelbar auf eine geschichtliche Schuld und schreibt sich vielmehr aus den Verfehlungen der Elterngeneration in der Nachgeschichte her, »aus deren Trauer- und Schuldabwehr nämlich, d. h. den Verfehlungen einer Auseinandersetzung mit der eigenen Verwicklung in die historische Tat«¹³³. Ungeachtet der ontologischen Differenz existiert in jedem Fall eine typologische Ähnlichkeit zwischen der Traumatisierung der Täterkinder und der Erbsünde bzw. ihrem symbolischen Pendant, dem Geschlechterfluch.

128 Vgl. Fischer/Riedesser (1999), 243 f.: »Die Praktiken in den Familien beider Gruppen sind, so lautet die Diagnose, durch unerwartete Verwandtschaften miteinander verschwistert. Die psychosozialen Leiden und die dazugehörigen Symptome sowie die Reaktionsmuster der Kinder von Opfern und Tätern sind [...] einander bis zum Verwechseln ähnlich.«

129 Vgl. Fischer/Riedesser (1999), 242: »Was heute unzweifelhaft ist, ist die Tatsache, daß die *Nachkommen* von deutschen NS-Tätern unter der häufig verschwiegenen und dennoch tradierten Erbschaft ihrer Eltern leiden können, und zwar erheblich.«

130 Grünberg/Straub (2001), 11.

131 Weigel (1999), 68.

132 Weigel (1999), 66. Die Vorstellung der Erbsünde reaktualisiert im modernen Drama beispielsweise Henrik Ibsen, wenn er in *Gespenster* Oswald die Ansicht des ihn behandelten Arztes kolportieren lässt: »Die Sünden der Väter werden heimgesucht an ihren Kindern.« (Ibsen [1997], 58)

133 Weigel (1999), 66.

Auch wenn geschichtswissenschaftliche Studien wie *Die Gesellschaft der Überlebenden* von Svenja Goltermann mit reichhaltigen Zeugnissen belegen, wie nachhaltig die »Privatisierung der Kriegsfolgen« für die Familien »bis weit in die Zeit der Bundesrepublik hinein« Belastungen mit sich brachte¹³⁴, ist die These von der Traumatisierung der Täter-Linie mit einem gewissen moralischen Dünkel behaftet.¹³⁵ Nun gibt es durchaus auch andere als moralisch geartete Vorbehalte gegen die sekundäre Traumatisierung, wird doch für einige Psychotherapeuten und Psychoanalytiker »das Konstrukt eines Holocaustsyndroms in der zweiten Generation durch keinerlei statistischen oder klinischen Beleg abgestützt und verrät mehr über die unbewussten Motive der Therapeuten als über den Gesundheitszustand der Patienten«¹³⁶. So stehen kritische Spekulationen im Raum, die den Aktivisten einer Sekundärtraumatisierung attestieren, alte Rechnungen mit den Eltern im Zeichen des »Ödipustriumph[s]«¹³⁷ begleichen zu wollen, und einige vergleichende Forschungsprojekte können »keinen wesentlichen Unterschied in der mentalen Gesundheit der Kinder von Holocaust-Überlebenden und anderen Kindern feststellen, die in einem vergleichbaren sozialen Umfeld leben«¹³⁸.

Die Verfechter eines Sekundärtraumas, die die zweite Generation in den 1980er Jahren zu einer bedeutenden Zielgruppe der psychotherapeutischen Anstrengungen machten¹³⁹, betonen, »dass selbst dann, wenn die Eltern sich entschieden, nicht offen über ihre Erfahrungen zu sprechen, sie durch Gesten, Stimmungen und Erwartungen nicht aufgearbeitete Trauer und Aggression auf

134 Goltermann (2009), 129.

135 Vgl. Hardtmann (2001), 49: »Der Gedanke, daß der Holocaust nicht nur die Opfer, sondern – allerdings in einer sehr unterschiedlichen Weise – auch die Täter traumatisiert hat, stößt oft auf Ablehnung und findet doch in den Familien der Täter eine Bestätigung.«

136 Kansteiner (2004), 124.

137 Kansteiner (2004), 124.

138 Kansteiner (2004), 124 f. Vgl. auch die dezidiert kritische Position von Brainin/Ligeti/Teicher (2001), 176: »In vielen Untersuchungen der »zweiten Generation« wird ein dieser Gruppe gemeinsames, pathologisches Moment gesucht, als ginge es darum, mit allen Mitteln zu beweisen, daß auch die Nachkommen der Überlebenden, vermittelt über das Trauma ihrer Eltern, stigmatisiert sind. Bei dieser Generation wird jedoch noch viel deutlicher, daß es keine generalisierbaren Ergebnisse in Bezug auf psychopathologische Entwicklungen gibt.«

139 Vgl. Grünberg/Straub (2001), 15 f.: »Erst in den späten siebziger und achtziger Jahren brachte man den »Kindern des Holocaust« (Epstein 1979) größere (öffentliche) Aufmerksamkeit entgegen. Seit diesem Zeitraum erschien eine ganze Reihe an einschlägigen Arbeiten. Wie schon der von Bergmann, Jucovy und Kestenberg herausgegebene Band anzeigt [1998; EA 1982], haben in jüngerer Zeit auch die Nachkommen von Tätern, Mitläufern und Zuschauern wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen.« Von Publikationen über Täter-Kinder seien exemplarisch genannt: Westernhagen (1991), Eckstaedt (1992), Bar-on (1993).

ihre Kinder übertrugen«¹⁴⁰. Sicher wäre es zu weit gegangen, durch Krieg und Holocaust bedingte transgenerationale Dispositionen zum psychologischen Passepartout für die Analyse der Nachkriegsalltagskultur zu machen. Umgekehrt hieße es, die Einsichten in die Prozesse transgenerationaler Transposition der letzten 30 Jahre zu ignorieren, wenn man in psychohistorischer Hinsicht das Sekundärtrauma als speziellen Typus von geschichtlicher Belastung grundsätzlich negierte. Angemessener wäre es statt dessen, terminologisch ein wenig Sorgfalt walten zu lassen und nicht jede individuelle Manifestation einer womöglich transgenerational vermitteltten Belastung sogleich als sekundäre Traumatisierung auszuweisen. Der Ausdruck »transgenerationale Traumatisierung« sollte – in Anlehnung an die oben vorgestellte Trauma-Definition von Fischer/Riedesser – für die Personen reserviert werden, deren Selbst- und Weltverständnis durch die Übernahme von aus Traumata der Vorfahren resultierenden Symptomen nachhaltig erschüttert wurde.

Transgenerationale Übertragung: Opfer vs. Täter

Von Täter- wie Opferseite beantwortet man in Bezug auf den Nationalsozialismus die Frage, wie die Generationen diachronisch miteinander verknüpft werden, durch die Übertragung von Schuld oder Erinnerung. »Das Nachleben der Toten wird also als familiales bzw. genealogisches Erbe begriffen und als transgenerationale Übertragung konzipiert.«¹⁴¹ Der Ausgangspunkt für das Bestreben, die eigene Familienvergangenheit zu erforschen, ist das oft unbestimmte Gefühl von Angehörigen der zweiten und dritten Generation, auf unaufgeklärte Weise zum Gegenstand transgenerationaler Übertragungsmechanismen geworden zu sein. Der – zunächst kontraintuitiv anmutende – Zusammenhang aus unbekannter Familienvergangenheit und dadurch zugleich vermuteter Fremdbestimmung wirkt, wenn man ihn mit einem Befund aus der multigenerationellen Biographieforschung beleuchtet, alles andere als unplausibel. Haben doch Fallanalysen auf der Ebene des familiären Dialogs ergeben,

daß das Schweigen, die damit verbundenen Familiengeheimnisse und die Familienmythen sowohl in Familien von Verfolgten als auch in denen von MitläuferInnen und TäterInnen zu den wirksamsten Mechanismen beim Fortwirken problematischer Familienvergangenheiten gehören. [...] Je geschlossener oder verdeckter der Dialog in der Familie ist, je mehr verheimlicht oder retuschiert wird, desto nachhaltiger wirkt sich die Familienvergangenheit auf die Kinder- und Enkelgeneration aus.¹⁴²

140 Kansteiner (2004), 124.

141 Parnes/Vedder/Willer (2008), 315.

142 Rosenthal (1999b), 22.

Zwar gibt es bei den Symptomen von Opfer- und Täternachkommen in dem von der psychoanalytischen Forschung und der empirischen Biographieforschung entwickelten Konzept der transgenerationalen Traumatisierung frappante Übereinstimmungen. Um aber den Besonderheiten bei transgenerationalen Übertragungsprozessen gerecht zu werden, ist es geboten, angesichts der Erbschaften aus der Zeit des Nationalsozialismus so weit als möglich zwischen traumatisierten Nachkommen von Opfern des Holocausts bzw. anderer NS-Aggression und Kindern bzw. Enkeln von NS-Tätern, Mitläufern und Zuschauern zu unterscheiden.¹⁴³ Zwei Momente verdienen dabei vor allem Beachtung: Der traumatisierende Sachzusammenhang und der Sinnzusammenhang der psychosozialen Phänomene.

Auf der Sachebene muss, ohne damit einer Hierarchisierung oder gar Aufrechnung des Erlittenen das Wort zu reden, zwischen den qualitativ verschiedenen Leiderfahrungen differenziert werden. Eine grundsätzliche Unterscheidung ist die zwischen den »(transgenerationalen) psychosozialen Folgen erlittener und ausgeübter Gewalt«¹⁴⁴. Eine Schwierigkeit besteht indes darin, dass diese Unterscheidung nicht einfach mit der in Opfer und Täter kongruiert. Vielmehr finden sich auf der – im weiten Sinne verstandenen – Täter-Seite neben den Zivilisten, die von Vertreibung, Luftkrieg und anderen kriegsbedingten Gewalttaten wie Massenvergewaltigungen betroffen wurden, und den in Gefangenschaft geratenen Soldaten eben auch Gruppen, deren Leben durch die erlittene Gewalt erheblich beschädigt wurde. Diese Binnendifferenzierung ist beständig im Hinterkopf zu bewahren¹⁴⁵, wenn man behauptet, dass die für die Nachkommen entscheidende Psychodynamik daraus resultiert, ob die (Groß-) Eltern durch ausgestandene Leiden und Todesängste traumatisiert wurden oder durch die Angst vor Vorwürfen und möglichen Strafen bzw. auch durch nachträgliche Scham- und Schuldgefühle.

Anders verhält es sich auf der Sinnesebene: Während die NS-Opfer in der ihnen aufgedrängten Perspektive gefangen sind, die für ihr Leiden – sieht man mal von der abwegigen Möglichkeit einer affirmativen Übernahme der Nazi-Ideologie ab – keinerlei Sinn bereithält, können die Täter sich selbst und ihr Leid (für das z. B. Hitlers Wahnsinn, die strategische Unfähigkeit der Generalität oder auch der

143 Vgl. Straub (2001), 250: »Wer seine Aufmerksamkeit beiden Gruppen widmen und aus den komparativen Betrachtungen lernen will, darf aus oberflächlichen Beobachtungen keine übereilten Schlüsse ziehen. Wer den Blick von den Kindern und Kindeskindern der Opfer zu den Nachkommen der Täter schweifen lässt, läuft leicht Gefahr, das vergleichende Denken zu einer bloßen Angleichung des einen ans andere verkommen zu lassen. Wer dieser Gefahr erliegt, unterläuft berechnete, sowohl epistemisch-kognitive als auch ethisch-moralische Ansprüche.«

144 Straub (2001), 243.

145 Vgl. zu den Vorbehalten gegen Täter- und Opfer-Typisierungen Straub (2001), 233–237.

Fanatismus der Deutschen entstehen müssen) mit anderen Augen sehen. Das ist ein in moralischer, politischer wie psychologischer Hinsicht folgenreicher Gegensatz, der noch bei den Nachkommen Bestand hat.

Grundsätzlich jedoch geht die Verklammerung der Generationen mit einer starken Entkonkretisierung bzw. Transformation der Erfahrung einher. D. h. das Erbe der vorausgehenden Generation wird von der folgenden nicht nur aufgenommen, sondern auch bearbeitet. »Was in der ersten Generation konkrete Erfahrung war, beschäftigt die nachfolgende Generation in der Bilder- und Symbolwelt.«¹⁴⁶ So wenig sich transgenerationale Tradierungen ausschlagen lassen, so wenig münden sie in die bloße Reproduktion des von den Eltern Erfahrenen. Vielmehr entfaltet sich diese Erbschaft sequentiell und kumulativ und wird »im Zuge der Verarbeitung jener sequentiellen oder kumulativen Belastungen, denen die Kinder im familiären und außerfamiliären Alltag ausgesetzt sind, transformiert«¹⁴⁷.

Mag der durch psychodynamische Prozesse transformierte Erfahrungsverlust auch für alle Formen der transgenerationalen Übertragung gültig sein, in Bezug auf den Repräsentationsgehalt des Tradierten besteht die unüberbrückbare Differenz zwischen den Opfer- und den Täter-Nachkommen fort.¹⁴⁸ Für die Nazi-Täter und ihre Nachkommen findet sich keine Entsprechung zu den Traumatisierungen der Überlebenden und ihrer Kinder.

Während die Nachkommen der Holocaust-Überlebenden von dem heimgesucht werden, was ihre Eltern gesehen und erlebt haben, werden die Kinder der Nationalsozialisten von dem heimgesucht, was ihre Eltern nicht gesehen und aus der Erinnerung verdrängt haben. Sie stehen unter dem Zwang, die blinden Flecken und Lücken im Bewusstsein ihrer Eltern nachträglich auffüllen zu müssen. [...] Es ist nicht nur das, was die Älteren sich nicht vorstellen konnten, sondern auch das, wovon sie nach dem Kriege nichts gewusst haben und weiterhin nichts wissen wollten.¹⁴⁹

Damit ist eine für das psychodynamische Nachleben des Nationalsozialismus fundamentale Zweiteilung markiert. Während, um es in grammatischer Terminologie zu formulieren, die Opfer-Nachkommen im Erinnerungsmodus des Indikativs von einer historisch verbürgten Erfahrungswelt überwältigt werden, imaginieren die Täter-Nachkommen eine Familienvergangenheit im Modus des Konjunktivs.

Ähnlich strikt ist zu unterscheiden zwischen den Motiven für das Schweigen in Opfer- und Täterfamilien. »Während die Opfer meist ihre Kinder und An-

146 Bohleber (1998), 256.

147 Grünberg/Straub (2001), 10.

148 Vgl. zur ethischen Inkommensurabilität von Täter- und Opfergedächtnissen Diner (1998).

149 Assmann (2006b), 49. Vgl. auch Hardtmann (2001), 47, der davon spricht, dass viele Täter-Kinder dazu neigten, »die Lücken mit Phantasien zu füllen. [...] Auf diese Weise entstanden z. B. »Phantomväter« [...], die mit der Realität nichts zu tun hatten.«

gehörig schützen wollten, die Kinder vor allem, um ihnen nicht alle Illusionen und allen Lebensmut zu nehmen, wollten die Täter in der Regel sich selbst schützen, um nicht ihr Gesicht zu verlieren.«¹⁵⁰ Überdies sind die Wirkungen, die nonverbale Kommunikationsformen wie z. B. das Schweigen bei Opfern und Tätern zeitigen, zwar, da Kinder über eine »hohe Wahrnehmungssensibilität für ›Ungesagtes‹, gleichwohl Handlungswirksames«¹⁵¹ verfügen, gleichermaßen bedeutsamer, aber oft gegensätzlicher Natur. In Täter-Familien machen in der Regel Verleugnungs- und Verdrängungsstrategien¹⁵² die Mechanismen aus, mit denen in Bezug auf Krieg und Holocaust jene Schuldabwehr betrieben wird, die für die familiäre Transmission von geschichtlich bedingten Belastungen verantwortlich sind.¹⁵³ Als Reaktion auf Fronterfahrung, Gefangenschaft und sozialen Abstieg errichteten die Nazitäter »einen recht wirksamen cordon sanitaire um die Vergangenheit, der die Kinder über die Verbrechen der Väter im Unklaren ließ«¹⁵⁴. Dagegen stellt das Schweigen der Opfer »vielmehr ein ›Medium‹ dar, in dem sich die traumatische Geschichte der Überlebenden entfaltet«¹⁵⁵. Der Transpositions-Vorgang vollzieht sich für die Kinder der Überlebenden als Einfühlung in die nie besprochene Elternwelt.¹⁵⁶ Schweigen bedeutet also nicht

150 Hardtmann (2001), 45.

151 Allert (1998), 8.

152 Vgl. Assmann (2006a), 169–181, zu den fünf Strategien der Verdrängung: Aufrechnen, Externalisieren, Ausblenden, Schweigen, Umfälschen.

153 Vgl. Grünberg (2001), 212.

154 Kansteiner (2004), 128.

155 Grünberg (2001), 183. Vgl. zur näheren Begründung 202 f.: »Die inhaltsanalytische Auswertung von Interviews der Zweiten Generation und einer nicht-jüdischen deutschen Vergleichsgruppe zu den *wesentlichen NS-Erfahrungen der Eltern* ergab einen drastischen Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen: In der jüdischen Gruppe brachten im Mittel 90 % der Aussagen zu diesem Bereich eine außerordentliche Klarheit über die Erlebnisse der Eltern im Nationalsozialismus zum Ausdruck, während es in der Vergleichsgruppe durchschnittlich nur 17 % der kategorisierten Aussagen waren [...]. Nicht-Sprechen heißt also keineswegs Nicht-Mitteilen. [...] In diesem Sinne liegt in Überlebenden-Familien eben *kein* Familiengeheimnis vor; von einem ›Pakt des Schweigens‹ kann nicht gesprochen werden.« Und 210 f.: »Es ist zudem keineswegs gesichert, daß Kinder, deren Eltern ›sprachen‹, es wirklich leichter hatten. [...] Es wurde ebenfalls deutlich, daß alle Nachkommen von Überlebenden – und zwar unabhängig von den manifesten Erzählungen ihrer Eltern – wissen, was ihren Eltern widerfahren ist. [...] Das an der Oberfläche wahrnehmbare Schweigen von Überlebenden ist eben kein *Ver-Schweigen* der Geschichte im Sinne einer Lüge. Überlebende, die ihren Kindern nicht ›alles‹ erzählen, enthalten ihnen nicht notwendig etwas vor, sie produzieren durch ihr Schweigen keine Unwahrheit [...]. Aus dem bislang Dargelegten ergibt sich vielmehr, daß Überlebende gerade *mit* ihrem Schweigen das ›Medium‹ schaffen, in dem sich ihre traumatisierten Erinnerungen ›entfalten‹.«

156 Fischer/Riedesser (1999), 236 f., beschreiben den genauen Transpositions-Vorgang wie folgt: »Die Kinder spüren durch das Schweigen der Eltern hindurch die bedrohliche Vergangenheit und bemühen sich, diese Gesamtstimmung, in der sich Realität und Phantasie nicht länger unterscheiden lassen, zu ›konkretisieren‹. [...] Wie durch eine durchlässige Membran werden dem Kind diejenigen Affekte übertragen, die der Elternteil selbst weder

gleich Schweigen; der im Zusammenhang mit dem NS-Nachleben vielbeschworene ›Pakt des Schweigens‹¹⁵⁷ fördert bei den Nachkommen durchaus verschiedene Inhalte zu Tage. Der Identifikation mit den unerträglichen Erlebnissen der Eltern steht auf der Seite der Täter-Kinder jene Bürde gegenüber, die zu entstehen droht, wenn die Eltern aktiv in die Nazi-Verbrechen verstrickt waren und diese Tatsache sich irgendwann nicht mehr verheimlichen lässt. Die fehlende Kommunikationsbereitschaft zwischen den Generationen mag die Kinder zu Stellvertretern der Tätergeneration werden lassen mit einem selektiven, ja belasteten Gedächtnis, das Schamgefühle und die Vorstellungen von Schuldübernahme nach sich zieht – und doch hat der Übertragungsprozess in den meisten Fällen wenig gemein mit der projektiven Identifikation mit den elterlichen Traumata.¹⁵⁸

Postgedächtnis

Nach dieser überblickshaften Gegenüberstellung von Opfer- und Täter-Linie mit dem Ziel, spezifische Merkmale voneinander abzuheben, werden hinfort wieder die Täter-Nachkommen im Mittelpunkt stehen. Charakteristisch für deren Erziehung ist die Erfahrung einer atmosphärisch vermittelten Gefühlsdiffusion und das Schweigen über die konkrete Familienvergangenheit, das als Entfremdung, ja Enteignung erlebt wird. »Was«, so fragt der Sohn eines für die Spionageabwehr tätigen SS-Soldaten ganz grundlegend, »war mit unseren Eltern? Was tragen wir an Unerkanntem von damals noch heute mit uns herum?«¹⁵⁹ Der Metaphernbereich, auf den zurückgreifend sich die Nachkommen als Adressaten bzw. Träger einer ebenso fremden wie unerkannten Macht erfahren, kreist um die beiden Bildspender »Erbe« und »Auftrag«, hat mithin die Vorstellung der unvermeidlichen Übernahme ungebeter Hinterlassenschaften der Eltern (bzw. Großeltern) im Bewusstsein der Kinder (bzw. Enkel) zur Grundlage. Konkret reicht das von der Verpflichtung, das elterliche Verstricktsein in die NS-Geschichte aufzuklären¹⁶⁰, über die Aufgabe, die Schuldbelastung der Eltern

für sich behalten (containing), noch aber bewußt besprechen und verarbeiten kann. Unbewußt entlasten die Eltern sich so von unerträglichen eigenen Erlebnissen, die auf dem Wege einer ›projektiven Identifikation‹ mit den Kindern geteilt werden. Dieser Mechanismus ist von allgemeiner Bedeutung in der unbewußten Weitergabe von Traumata«.

157 Z. B. Fischer/Riedesser (1999), 236; vgl. Assmann (2006a), 98 – 103.

158 Vgl. ähnlich Kansteiner (2004), 128, und Grünberg (2001), 218: »Bei den Nazi-Tätern und ihren Nachkommen gibt es keine Entsprechung für die hier beschriebenen Traumatisierungen und Retraumatisierungen der Überlebenden und ihrer Kinder. Weder die Täter noch deren Töchter wurden durch die Taten, durch die von den Nazis verübten Verbrechen traumatisiert.«

159 Westernhagen (1991), 100.

160 Vgl. etwa Westernhagen (1991), 36; Reulecke (2005), 84.